Theorie und Literatur
der
deutschen Dichtungsarten.

Ein Handbuch
zur
Bildung des Stils und des Geschmackes.

Nach den besten Hilfsquellen
bearbeitet
von
Dr. Philipp Mayer.

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
in
Regensburg.

Zweiter Band.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1824.

Zur
Studienanstalts-Bibliothek
in
Regensburg 1841.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Lyrische Dichtungen.

Seite

Von der lyrischen Poesie überhaupt.

Begriff der lyrischen Poesie 3

Allgemeine Erfordernisse der lyrischen Poesie 5

Eintheilung der lyrischen Dichtungen 6

I. Elegische Poesie.

Von elegischen Dichtungen überhaupt 8

A. Von der eigentlichen Elegie 11

Beispiele sentimentaler Elegien: Auftrag, von Hölty . . 14

Abschied von Gastein, von Fr. Grillparzer 14

Abschied, von Fr. Grillparzer 16

Von der Heroide 18

Beispiel: Xenia an Gregor, von Fr. Kind. 20

B. Von didactischen Dichtungen 21

1. Von dem Epigramme 22

Arten des einfachen Epigramms. 24

Beispiele von einfach darstellenden Epigrammen: Die Thränen. — Die Guten, von Herder 24

Die Peters-Kirche, von Schiller. 24

Beispiele von paradigmatischen Epigrammen: Die Sinngedichte an den Leser, von Lessing. 25

Die Antike an den nordischen Wanderer, von Schiller . . 25

Die Nymphe des Quells, von Herder 25

Seite

Beispiele von schildernden Epigrammen: Der epische Hexameter. — Das Distichon. — Der Triumphbogen, von Schiller 26

Beispiele von leidenschaftlichen Epigrammen: Die schöne Fichte. — Auf eine schöne Gegend, von Herder 26

Arten des zusammengesetzten Epigramms 27

Beispiele von künstlich gewandten Epigrammen: Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte, von Kästner 27

Die Ewigkeit gewisser Gedichte, von Lessing 27

Die Gondel, von Göthe 27

Leben und Dichten, von Göthe 28

Tonkunst, von Schiller 28

Anfang und Ende, von Heidler 28

Beispiele von täuschenden Epigrammen: Selbsterkenntniß. — Weissagung des Bakis. Nr. 2, von Göthe 28

Zweierlei Wirkungsarten, von Schiller 28

An die Muse. — Der Meister, von Schiller 29

Beispiele von flüchtigen Epigrammen: In fremdem Namen, von Kästner 29

Das Werthe und Würdige. — An —. — Der Schlüssel, von Schiller 29

2. Von der didactischen Epistel und einigen andern Arten des poetischen Briefes 31

Beispiele von poetischen Briefen: An Schmidt, von Tiedge 34

Von der Satyre überhaupt, und von der satyrischen Epistel insbesondere 38

Beispiele von Satyren: Die Schätzung, von F. L. G. v. Stolberg 42

Zwei Episteln, von Göthe 44

3. Von dem eigentlichen Lehrgedichte 49

Das höhere Lehrgedicht 50

Seite
Beispiel des höheren Lehrgedichtes: Die Künstler, von Schiller 51
Das niedere Lehrgedicht 64
Beispiel des niederen Lehrgedichtes: Bruchstücke aus dem didactischen Gedichte: Die Blumen, von M. Enk . . 65

II. Rein lyrische Poesie.

1. Von der Ode und ihren besonderen Arten 73
Von dem Hymnus 77
Beispiele von Hymnen: Preis des Höchsten, von Uz . . 78
Dem Erlöser, von Klopstock 79
Von dem Dithyrambus 81
Beispiel: Dithyrambe, von Schiller 82
Von der heroischen Ode 83
Beispiele heroischer Oden: Mein Vaterland. An Klopstock, von F. L. Stolberg 83
An Schwager Kronos, von Göthe 85
Von der didactischen Ode 86
Beispiele didactischer Oden: Der Frohsinn, von Klopstock 87
Gränzen der Menschheit, von Göthe 87
Am Morgen nach einem Meersturme, von Grillparzer . . 88
Von der Gelegenheits-Ode 89
Beispiel: Zur Vermählung Sr. Majestät des Kaisers Franz von Österreich mit Carolina von Baiern, von A. Stein 91
2. Von dem Liede 92
Beispiele: Geistesgruß, von Göthe 95
Hoffnung und Erinnerung, von Tiedge 95
Licht und Wärme, von Schiller 96
Geistliches Lied, von Novalis 96
Das Lied vom Seiler, von Halem 97

Seite

Die Blumen, von A. Schreiber 97
Der König auf dem Thurme, von Uhland 98
Gebet während der Schlacht, von Körner 98
Lied, von Gubitz 99
Das Spiegelbild, von Grillparzer 100
Lied vor Schlafengeh'n, von Schmidt v. Lübeck 101
Die weiße Rose, von Houwald 102
3. Von einigen andern lyrischen Formen 104
Von der Cantate 105
Beispiel zur Cantate: Der Allmacht Wunder, von Bernard 106
Von dem Sonette 112
Beispiele von Sonetten: Christi Geburt, von W. A. Schlegel 113
Die tragische Dichtung, von Streckfuß 114
Aprilflocke, von Fr. Rückert 114
Von dem Triolet 115
Beispiel: Triolet, von Hagedorn 116
Rundgedicht, nach Voiture 116
Von dem Madrigale 117
Beispiele: Beherzigung, von Göthe 117
Wünsche, von Bernard 118
Das Beständige, von J. Chr. B. v. Zedlitz 118

Anhang zu den lyrischen Dichtungsarten.

Von dem Räthsel 119
Beispiel: Der Mond und die Sterne, von Schiller . . 119
Beispiel einer Charade, von Ed. Sommer 120
Logogryph, von K. v. Tischer 121
Homonyme, von F. G. v. R. 121
Worträthsel, von F. Kind 122

Biographische und kritische Notizen von den vorzüglichsten lyrischen Dichtern Deutschlands.

Nach ihrer chronologischen Folge geordnet.

Seite

M. Opitz v. Boberfeld 123
Fr. Freih. v. Logau 125
P. Flemming 126
Fr. v. Hagedorn 127
Albr. v. Haller 128
Ch. Fürchtegott Gellert 129
Joh. Wilh. L. Gleim 130
Abrah. Gotth. Kästner 130
Joh. P. Uz 131
Joh. Nik. Götz 132
Anna Luise Karschin, geb. Dürbach 132
Dr. Joh. Andr. Cramer 133
Fr. Gottl. Klopstock 134
C. Wilh. Ramler 135
Joh. Jakob Dusch 136
Ch. Felix Weiße 136
G. E. Lessing 137
M. Denis 138
Gottl. Conrad Pfeffel 138
H. Wilh. v. Gerstenberg 139
C. Fr. Kretschmann 139
Ch. Fr. Daniel Schubart 140
Joh. Georg Jacobi 141
Math. Claudius 142
Joh. Caspar Lavater 143
Job. Gottf. v. Herder 145
Joh. Benj. Michaelis 147
L. Fr. Günther v. Göckingk 148
G. A. Bürger 149

Seite

L. Chr. Heinr. Hölty 149
Joh. Wolfg. v. Göthe 150
Chr. und Fr. L. Grafen zu Stolberg 151
Joh. Martin Miller 152
Ch. August Tiedge 153
G. A. v. Halem 155
A. Herrm. Niemeyer 156
L. Theobul Kosegarten 156
Joh. Ch. Fr. v. Schiller 156
Fr. v. Matthisson 158
C. Ph. Conz 159
Joh. Gaudenz Freih. v. Salis 159
Joh. Gottlieb Seume 160
Fr. Soph. Christiane Brun, geb. Münter 162
V. Wilh. Neubeck 163
A. Wilh. v. Schlegel 164
Joh. Daniel Falk 164
Siegf. August Mahlmann 165
Novalis 165
Ludwig Tieck 166
Ludwig Uhland 166
Fr. Rückert 166
Max. v. Schenkendorf 167
C. Theodor Körner 167
Joh. Peter Hebel 169
Carl Streckfuß 170
G. P. Schmidt v. Lübeck 170
Alois Schreiber 171
M. Enk 171
v. Keller 172
Verzeichniß der übrigen bedeutenden lyrischen Schriftsteller in Deutschland 173

Lyrische Dichtungen.

Von der lyrischen Poesie überhaupt.

Begriff der lyrischen Poesie.

Bei der Untersuchung der sämmtlichen epischen Dichtungsarten fanden wir, daß alle diese die Mittheilung einer Begebenheit, also die Bekanntmachung dessen, was sich schon zugetragen, zum nächsten Zwecke haben. So wie also bei denselben die Darstellung der Vergangenheit das gemeinschaftliche Merkmal ist, so wird auch durch die verschiedenen Gattungen der lyrischen Poesie ein allgemeiner Grundzug durchherrschen, welchen aufzufinden, wir jetzt versuchen wollen.

Wenn wir die Bedeutung des Wortes »lyrische Dichtkunst« bis zu seinem Ursprunge verfolgen, so finden wir, daß man darunter Gedichte verstand, welche zur Lyra *) gesungen wurden. Allein dieser Begriff umfaßte die ganze Sphäre damaliger Poesie, denn auch Homer sang die Thaten der Helden vor Ilion zur siebenbesaiteten Leier. Und doch ist es nicht ganz unnütz, bis zum ersten Entstehen des lyrischen Gedichtes hinabzusteigen, wenn man den Charakter desselben entscheidend bestimmen will.

Die Dichter, welche ihre Werke zur Leier sangen, fühlten, daß ihre Worte allein den Grad der Empfindung nicht hervorzubringen vermochten, welcher in ihrem Innern wogte. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu der Gewalt der Töne, die unwiderstehlich zu dem Herzen dringen. Doch muß nothwendig bemerket werden, daß jener alte Dichtergesang nur das bezeichnete,

*) Lyra hieß das älteste besaitete Instrument der Ägypter und Griechen. Merkur soll ihr Erfinder gewesen sein. Aus der dreisaitigen ägyptischen entstand die siebensaitige der Griechen, bei welchen die Zahl der Chorden manchmal bis auf eilf stieg.

was wir heut zu Tage unter Recitativ verstehen; ja, daß er vielleicht nichts anders war, als Declamation, unterstützt von Musik, welche die Empfindungen, die die Worte ausdrücken sollten, durch malende Töne verstärkte. Die Mittheilung der Empfindungen durch das Mittel der Töne war also, und ist noch das Wesentliche der lyrischen Poesie.

Da aber dem Menschen nicht allein Töne, wie anderen Geschöpfen, sondern auch die Gabe verliehen worden, die ihm zu Gebote stehenden Laute zur menschlichen Sprache zu erheben: so ward ihm zugleich mit diesem Geschenke das Werkzeug zu Theil, seine Gedanken, Wünsche, Empfindungen Anderen erkennbar zu machen. Ist ihm das Letztere, die Mittheilung der Empfindungen nämlich, auf vollkommene Weise gelungen, so ist die Blüthe der menschlichen Sprache, die lyrische Poesie vorhanden; dann ist die Sprache selbst Gesang, denn es folgt in harmonischen Zwischenräumen Ton auf Ton, und mit ihm Bild auf Bild, Empfindung auf Empfindung. Wenn die Musik überhaupt durch den Wohllaut der Töne Bilder und Empfindungen erregt: warum sollte die kräftige Sprache der Begeisterung, der angenehmste Ausdruck der Gefühle nicht Gesang genannt werden können?

Aber nicht jedes Gefühl ist würdig, auf die menschlich vollkommenste Weise ausgedrückt, nicht jede Empfindung geeignet, durch sprechende Töne erreget zu werden. Jenes Gefühl, jene Empfindung, welche der Mittheilung sowohl würdig, als dazu geeignet ist, heißt poetisch, und ist allein Gegenstand der lyrischen Dichtkunst.

Aus dem Vorausgeschickten wird sich nun der Begriff der lyrischen Poesie umfassend dahin bestimmen lassen, daß man sagt, sie sei der vollendete Ausdruck poetischer Empfindungen im höchsten Wohlklang der menschlichen Sprache *).

*) Vgl. J. G. v. Herder's Abhandlung: Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst.

Wie mannigfaltig aber die Gefühle sind, welche des Menschen Brust durchkreuzen, so verschieden werden auch die einzelnen Gattungen der lyrischen Poesie sein; ja einige Völker selbst werden nach Maßgabe ihrer vorherrschenden Empfindungsweise, sich mehr zu der einen, als zu der anderen Gattung hinneigen.

Allgemeine Erfordernisse der lyrischen Poesie.

Wenn auch jede der einzelnen lyrischen Dichtungsarten besondere Eigenschaften hat, so ergeben sich aus dem aufgestellten Begriffe der lyrischen Poesie überhaupt doch folgende, jedem lyrischen Gedichte gemeinschaftliche Erfordernisse:

1) Muß die Empfindung, deren Mittheilung bezweckt werden soll, in der oben angeführten Bedeutung poetisch sein. Die Gesinnungen des Dichters seien des Gottes werth, der ihn begeistert und aus ihm spricht. Gemeine, niedrige Wünsche sind kein Gegenstand der lyrischen, so wie überhaupt einer Poesie, wohl aber heilige Gefühle, die z. B. aus der Betrachtung Gottes, der Natur, edler Thaten u. s. w. entspringen.

2) Muß die beabsichtete Wirkung in steter Steigerung bis zum Ende fortwähren; oder mit andern Worten: Jedes lyrische Gedicht muß die Eigenschaft der Energie besitzen. Um dieses zu bewirken, ist

3) Einheit des Gefühles erforderlich, welches durch das Gedicht durchherrschen soll, woraus sich, da Gefühle und Empfindungen von der Gegenwart eingeschlossen werden,

4) das Erforderniß der Kürze ergibt. Die lyrische Poesie ist eine lodernde Flamme, welche mächtig emporsteigt, aber auch bald verschwinden muß.

5) Wird rücksichtlich der Darstellung der Empfindung Würde erfordert. Diese besteht in der höchsten Anmuth des Ausdrucks, in der immerwährenden Anwendung des höheren Stiles. Gefühle bedürfen sinnlicher Bilder und Anschauungen, um in Andern erregt werden zu können. Daher der

Gebrauch von Tropen, Figuren und andern Zierden der Rede hier unerläßlich.

6) Damit aber alle diese Bedingungen erfüllt werden, ist von Seite des Dichters Begeisterung nothwendig, ohne welche nie ein lyrisches Gedicht zu Tage gefördert werden kann. Diese Begeisterung besteht in der Erhebung des Dichters über sich, seine Neigungen, so wie überhaupt über die menschliche Beschränktheit. Er muß uns im höheren Lichte erscheinen, von überirdischem Glanze umstrahlt, und seine Worte müssen zu uns tönen, wie Orakelsprüche. Die Begeisterung entsteht bei poetischen Gemüthern in glücklichen Augenblicken, welche sogleich ergriffen werden müssen. Deßhalb erwarte man bei einem lyrischen Gedichte keinen geordneten Eingang: in dem Sturme der Gefühle reißt der Sänger den Hörer mit sich, ohne ihn früher vorzubereiten; man erwarte keine vollständige Erzählung einer Begebenheit: sie ist nur da, um zum Mittel zu dienen, den Strom der Empfindung nach einem bestimmten Ziele zu leiten. Überhaupt wird das Historische, welches im Epos erzählt, im Drama gewirkt wird, in der lyrischen Poesie empfunden *). Deßhalb fehlen auch oft Mittelglieder einer vollständigen Gedankenreihe, welche Weise der Darstellung man einen lyrischen Sprung nennt.

7) Soll jedes lyrische Gedicht, da es im weiteren Sinne Gesang ist, auch des rhythmischen Wohllautes sich erfreuen; daher die metrische Form bei den verschiedenen Gattungen wohl verschieden, bei allen aber wesentlich ist.

Eintheilung der lyrischen Dichtungen.

Die lyrische Poesie ist ohne Beziehung auf bestimmte Formen in jedem Dichterwerke vorhanden, wo Empfindungen geschildert und mitgetheilt werden sollen. Daher so häufige lyri-

*) S. Jean Paul: Vorschule der Ästhetik. 2. B.

sche Stellen im Drama, in der Epopöe, u. s. w. Doch kann hier nur von jenen Gattungen, welche die Erregung von Gefühlen zu ihrem ausschließenden Hauptzwecke haben, die Rede sein.

Die Empfindungen äußern sich stets in der Gegenwart, aber die Ursachen der Erregung können, außer in augenblicklichen Impulsen, auch in Erinnerungen und in der Reflexion über die Vergangenheit aufgesucht werden. Hieraus ergibt sich die Haupteintheilung der lyrischen Dichtkunst:

I. in rein lyrische Poesie, welche durch die Gegenwart erregte Gefühle mittheilen soll; und

II. in elegische Poesie, welche Empfindungen, in der Vergangenheit entstanden, und durch die Erinnerung geweckt, oder durch die Reflexion über das Geschehene hervorgerufen, in angemessener Rede auszudrücken strebt.

Unter diese beiden Haupt-Classen lassen sich nicht nur sämmtliche lyrische Gattungen, welche man bisher unter diesem Namen begriffen, sondern auch manche andre Dichtungsarten bringen, über deren Classificirung man früher schwankte, und die man deßhalb mit dem Namen »gemischte Dichtungen« bezeichnete.

Der Einfluß der lyrischen Poesie auf Sitten und Charakter der Völker ist so wahr, als bedeutend. Der Zustand der lyrischen Dichtkunst kann als Maßstab der Bildung eines Volkes angenommen werden, und ein Volk, das keine National-Gesänge hat, hat schwerlich einen Charakter *). Die ersten Blüthen der lyrischen Poesie finden wir in Griechenland, in welchem überhaupt höhere Geistesbildung frühe keimte und wirksam gedieh. Hesiod's Sprüche der Weisheit, Homer's Gesänge tönten aus den Zeiten roher Barbarei; ihnen folgten Sappho, Alkaeus und die Lyra des göttlichen Pindar. Später hatte diese Dichtungsart bei den Römern Eingang, und fand an Horaz einen Heros, dessen Gesänge durch alle Zeiten fruchtbringend ertönen werden. Aber auch Deutsche ließen die Lyra kräf-

*) Herder a. a. O.

tig und würdig erklingen, und nicht gering ist die Zahl der herrlichen Sänger, welche wir stolz die Unsern nennen.

Herder unterscheidet drei Perioden, in welchen die verschiedenen Arten der lyrischen Dichtkunst bei den Griechen entstanden sind. Die erste Periode ist nach ihm die episch-elegische, welche in einfachen Weisen, die epischen Hymnen, die eigentliche Elegie und das Lehrgedicht im weiteren Sinne umfaßte. Diese Periode enthält größten Theils jene Dichtungsarten, die wir mit dem gemeinschaftlichen Namen: elegische Poesie benennen. Sie war nur eine Vorbereitung zur eigentlich lyrischen Gattung, welche in der zweiten Periode entstand. Herder nennt diese rein lyrische Poesie die lesbische Kunst, weil sie auf Lesbos erblüht war, wo Terpander lebte, und welchem Arion, Alkaeos und Sappho folgten. In diese Periode gehören also die Oden, die Wechselgesänge, der Chor, die Lieder und die dichterischen Wettkämpfe der Griechen. Hieraus entwickelte sich in der Folge die dritte Periode, welche das Drama umschließt, eine Dichtungsart, die wohl der lyrischen Poesie ihr Dasein verdanken mag, aber wegen der Eigenthümlichkeit ihres Zweckes eine besondere Classe bildet.

Wir wollen in der Behandlung der lyrischen Dichtungsarten die historische Ordnung ihrer Entstehung beobachten, und daher von der elegischen, und dann von der rein lyrischen Poesie handeln.

I. Elegische Poesie.

Von elegischen Dichtungen überhaupt.

Unter elegischer Poesie versteht man, wie schon erwähnt wurde, jede Dichtung, welche poetische Empfindungen, die durch die Erinnerung an, oder durch Nachdenken über das Geschehene in dem Gemüthe des Betrachtenden entstanden sind, in an-

gemessenem Ausdruck mitzutheilen zum Zwecke hat. In so ferne sie sich auf die Vergangenheit bezieht, steht sie den epischen Dichtungen näher, als die rein lyrische Poesie; in so ferne sie aber bestimmt ist, Empfindungen auszudrücken und zu erregen, gehört sie vorzugsweise der lyrischen Gattung an. Doch ergeben sich aus dieser Verwandtschaft mit dem Epos manche fruchtbare Unterschiede von der eigentlichen Lyra.

Wenn man den Ausdruck Elegie (*E!λεγειν*) nach dem Wortsinn betrachtet, so bedeutet er ein Klagegedicht; allein schon Horaz *) bestimmte dieser Dichtungsart ein weiteres Feld, und wenn wir die Geschichte des Fortgangs der lyrischen Poesie verfolgen, so finden wir, daß jene Gedichte, welche sanfte Klage, und jene, welche belehrenden Unterricht — »wenn nämlich auf diese geistigen Gegenstände der Brennpunct der Empfindung fällt« — zum Gegenstande haben, in den Umfang der elegischen Dichtungen gehören.

Die früher aufgestellten Erfordernisse jedes lyrischen Gedichtes gelten im Ganzen genommen auch von den elegischen Dichtungsarten; doch ergeben sich mit Berücksichtigung der Tendenz dieser Gedichte folgende Beschränkungen:

1) Da die Empfindungen, welche in den elegischen Dichtungen ausgedrückt werden, Resultate des Nachdenkens, oder der Erinnerung der Vergangenheit sind, so kann wohl der Ausdruck der Gefühle manchmal wechseln, wenn nur der Grundton der sanften Klage, oder des belehrenden Unterrichtes immer derselbe bleibt. Ja eben durch die Entfernung der Begebenheit, welche die Empfindung verursacht, wird das Gefühl zu einem gemischten; da die entschwundene Wonne, so wie das überstandene Leiden durch die Vergangenheit gemildert, gerade jene aus Lust und Schmerz gemischte Empfindung hervorbringt, welche wir Wehmuth nennen. Das Erforderniß der Einheit ist daher nicht in so eingeschränktem Sinne zu verstehen, wie bei den rein

*) Hor. epist. ad Pis. v. 75 sq.

lyrischen Dichtungsarten. Daraus geht zugleich hervor, daß

2) die Kürze nur in so ferne verlangt werden kann, als überhaupt jedes Überflüssige entbehrlich ist.

3) Der Ausdruck der sanften Klage, des belehrenden Unterrichts wird stets gemäßigter sein, als die Sprache des jetzt erregten, hervorbrechenden Gefühles. Schon die Entfernung des Geschehenen, dem die Empfindung ihr Dasein verdankt, mildert das wildlodernde Feuer des Entzückens, wie des Schmerzes.

4) Endlich wird noch zu bemerken sein, daß die allerdings nothwendige Begeisterung des Dichters nur in so ferne erfordert werde, als sie mit der bei dem Nachdenken, der Erinnerung unerläßlichen Besonnenheit vereinbar ist. Ein gänzliches Selbstvergessen wäre daher bei elegischen Dichtungen eher fehlerhaft, da sie durchaus Nachdenken über das Vorhandene voraussetzen, und da überdieß eine Hauptgattung derselben aus der Vergleichung des beschränkten Erdenlebens der Wirklichkeit mit dem freien Geisterreiche des Ideales entsteht. Übrigens ist die stete Anwendung des höheren Stiles auch hier zweckmäßig.

Das den elegischen Dichtungen eigenthümliche Versmaß entstand aus der Verbindung des Pentameters mit dem früher erfundenen Hexameter, und ist vorzugsweise geeignet, elegische Empfindungen auszudrücken, da sich in demselben Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, ja man möchte sagen, Freude und Leid paaren. Doch wird bei elegischen Gedichten dieses Versmaß nicht nothwendig erfordert, und man könnte wohl sagen, daß alle im elegischen Sylbenmaße geschriebenen Dichterwerke zur elegischen Poesie gehören, wodurch aber andere, in verschiedener Form geschaffene keineswegs von der Sphäre dieser Dichtungsart ausgeschlossen werden.

Wir schreiten jetzt zu der besonderen Behandlung der einzelnen elegischen Dichtungsarten, und werden in dieser Rücksicht von der eigentlichen Elegie, der wir auch die Heroide

zuzählen, sprechen, und dann auf die zweite Hauptclasse, auf die didactischen Dichtungen übergehen, von welchen das Epigramm, der poetische Brief und das eigentliche Lehrgedicht eine besondere Auseinandersetzung verdienen.

A. Von der eigentlichen Elegie.

Die eigentliche Elegie ist jenes lyrische Gedicht, welches die gemischten Gefühle der Wehmuth, oder der Sehnsucht, die durch die Vergleichung der Wirklichkeit mit dem Ideale, oder der Gegenwart mit einer schönern Vergangenheit in dem Gemüthe des Dichters entstanden sind, mitzutheilen zum ausschließenden Zwecke hat *). In so ferne sentimentale Dichtung überhaupt aus der Vergleichung des Wirklichen mit etwas Besserm, dem Ideale entsteht, könnte man die eigentliche Elegie füglich die sentimentale nennen.

Gegenstand dieser Elegie ist im Allgemeinen sanfte Klage. Entschwundene Freuden, verlornes Glück, entrissene Freunde und Angehörige, unglückliche, gestörte Liebe, entflohene Jugend, die Vergänglichkeit und Beschränkung der Wirklichkeit u. d. gl. werden als taugliche Stoffe der eigentlichen Elegie angesehen. Übrigens hat die Elegie die Erfordernisse jedes lyrischen Gedichtes mit den gehörigen Modificationen, welche die elegische Poesie verlanget. Deßhalb ist zum Theile schon bemerkt worden, daß sanfte Klage nicht durch heftige Ausbrüche des Unmuths würdig ausgedrückt werde. Auch kann das gegenwärtige Leiden nie Stoff einer Elegie sein, da eben das aus Lust und Schmerz gemischte Gefühl der Wehmuth, welches durch die sentimentale Elegie mitgetheilt werden soll, nur durch Betrachtung und Vergleichung der Gegenwart mit einer schönern Vergangenheit, oder

*) Nach Herder ist die eigentliche Elegie: die sinnlich vollkommene Beschreibung unserer vermischten Empfindungen.

der engen Wirklichkeit mit dem freien Ideale erreget wird, während durch die Gegenwart allein nur ungetheilte Wonne, oder ungetheiltes Leiden hervorgerufen werden.

Damit aber der erwähnte Zweck der sentimentalen Elegie erreichet werde, muß der Gegenstand, welcher in derselben behandelt wird, auch der sanften Klage würdig sein. Nicht gewöhnliche Unglücksfälle, die den Dichter trafen, Begebenheiten, welche auf ein Volk, oder auf die ganze Menschheit verderbend einwirken, sind als Gegenstände der eigentlichen Elegie fähig, unsere Theilnahme zu erregen. Ob sich aber unbedeutende, oft wiederkehrende Unfälle, z. B. der Tod eines Thieres, das Zerbrechen eines kostbaren Geräthes u. s. w. für diese erhabene Dichtungsart eignen, ließe sich wohl aus wichtigen Gründen bezweifeln.

Auch die Nebenbestimmungen der Zeit, in welcher, des Ortes, an welchem, und der Umstände, unter welchen nach Angabe des Dichters die Elegie gesungen wird, sind für den Zweck derselben nicht unbedeutend. Wenn zur Stunde der Nacht, bei hellem Mondenscheine, aus den Gräbern der Verstorbenen die Stimme der Klage ertönet, wird sie da nicht wirksamer ertönen, als von dem Tische des schreibenden Dichters? Vor Allem ist die Lage des Schreibenden zu beachten, weil diese geeignet sein muß, gemischte Gefühle in dessen Gemüthe entstehen zu lassen. Die, wenn auch nicht vollständige Andeutung der Lage des Klagenden, der Zeit, des Ortes und der übrigen Umstände sind zur Beförderung des Zwecks der sentimentalen Elegie von größtem Nutzen. So singt Schiller in seiner »Elegie auf den Tod eines Jünglings«:

> Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
> Hallet her vom öden Trauerhaus;
> Todtentöne fallen von des Münsters Thurme,
> Einen Jüngling trägt man hier heraus, u. s. w.

Bei jenen Elegien, in welchen das geschilderte Leiden den Sänger selbst betrifft, kann die Theilnahme, die der Leser nimmt, nur in dem Mitleiden mit dem Schicksale des Unglücklichen be-

stehen. Wenn auch in jeder eigentlichen Elegie der Zustand des Dichters in Betrachtung kommt, da in ihm die mitgetheilte Empfindung doch zuerst erregt wurde; so wird der Leser doch in jenen Fällen vorzugsweise auf ihn aufmerksam gemacht, wo sein eigenes Unglück Grund der sanften Klage wird. Hier ist nun besonders zu bemerken, daß nur der gelassene Ausdruck des stillen Leidens, nicht aber das laute Röcheln des Schmerzes, der tiefgeholte Seufzer der Angst, das sanfte Mitleid zu erregen im Stande seien. Solche Ergüsse pressen das Gemüth des Lesenden ängstlich zusammen, und bringen ein unangenehmes Bangen statt der beabsichteten Empfindung der Wehmuth hervor. »Wenn ja die Thränen fließen,« sagt Herder in seinen Bemerkungen über die Elegie der Alten, »so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.«

Endlich soll auch der Ausdruck der Empfindungen ihrer Würde angemessen sein. Hieraus folgt, daß wohl poetische Bilder, Vergleichungen, häufige, aus der Zusammenstellung verschiedener Verhältnisse entstandene Gegensätze ihren Platz in der Elegie finden können, daß aber das Beißende der Satyre, so wie jeder Witz entfernt bleibe. Denn bei dem wahren Ausdrucke der Empfindung ist vorzugsweise die Fantasie, nicht eben so sehr der Verstand beschäftigt. Der Dichter muß sich überdieß ganz dem Gegenstande hingeben, und denselben nur in Beziehung auf den Eindruck, den er auf sein Gemüth macht, nicht aber von einer allgemeinen Seite betrachten; dann wird der Ausdruck seiner Empfindungen den nothwendigen Charakter der Wahrheit bekommen, und dann wird derselbe auch die beabsichtete Wirkung zu erreichen im Stande sein.

Ein bekannter Schriftsteller schildert die Elegie nach dem Beispiele des römischen Dichters Ovid folgender Maßen:

Ich sah die Elegie hellglänzend vor mir steh'n:
Ihr Hals war regellos mit Locken überdecket,
Ihr Auge war verweint, doch auch verweint noch schön.

Viel rege Weiblichkeit verrieth der Bau der Glieder;
Ein schleppendes Gewand, das ohne Reichthum war,
Umfloß die volle Brust, stieg mit ihr auf und nieder,
Und seine Länge barg der Fersen ungleich Paar.

Nebst dem, der Elegie überhaupt eigenthümlichen Versmaße brauchten die Deutschen in solchen Dichtungen auch trochäische und jambische Verse mit Erfolge. Treffliche Muster der eigentlichen Elegie liefern uns die alten römischen und griechischen Dichter zur Genüge. Aber auch die Deutschen haben viele vorzügliche Gedichte dieser Art aufzuweisen. Die berühmtesten deutschen Elegien-Dichter sind: Haller, Klopstock, Hölty, Stolberg, Tiedge, Kosegarten, Schiller, Matthisson, Salis u. s. w.

Als Beispiele sentimentaler Elegien können folgende dienen:

Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe fest geschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebten.

Hölty.

Abschied von Gastein.

1818.

Die Trennungsstunde schlägt, und ich muß scheiden;
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastein!
Du Trösterin so mancher bittern Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein.

Was Gott mir gab, warum sie mich beneiden
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von Wenigen ermessen,
Du ließest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Male strahlend sich verklärt,
Rings hörst du der Verwund'rung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;
Indeß in dieser Flammen glüh'ndem Wallen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde;

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wasserhelle Zier,
Den Finder, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose, stille Muschelthier;
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte, traur'ge Kleinod ihr,
Und was euch so entzückt mit seinen Strahlen,
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen;

Und wie der Wasserfall, deß' lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,
Auf seinem Busen ruht der Regenbogen
Und Diamanten schütteln rings sich los;
Er wäre gern im stillen Thal gezogen
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schoos,
Die Klippen, die sich ihm entgegensetzen,
Verschönen ihn, indem sie ihn verletzen:

Der Dichter so, wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,
Er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
Das arme Muschelthier, der Wasserfall;
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von seinem Leben.

Fr. Grillparzer.

Abschied.

Wie wird mir denn so weh und bang,
Jetzt, da du scheiden mußt?
Hab' dich gesehen Tage lang,
Und still war meine Brust;

Hab' dich gesehen Wochen lang,
Und ruhig war mein Herz,
Jetzt, da des Scheidens Zeichen klang,
Woher jetzt dieser Schmerz?

O Frau, zu der mein Abschied ruft,
Voll stillem, frommen Sinn,
So heiter, wie die heit're Luft,
Gleichst auch der Luft darin,

Daß ihren Segen man kaum spürt,
Wenn Tag auf Tag entflieht,
Doch schaudernd dessen inne wird,
Sobald sie sich entzieht?

O Frau! du warest Mutter mir —
Die meine schlummert tief —
Dein mahnend Wort kam wie von ihr,
Dein Ruf war, wie sie rief.

O Frau! du warst die Schwester mein;
Zwar Schwestern hatt' ich nie,
Doch malte mir's so lieb und fein
Gefühl und Phantasie,

In Andern seiner sich zu freu'n
Und Anderer in sich,
Zu Zweien und doch Eins zu sein,
Verbunden inniglich.

O Frau! du hast mich wohl gelehrt,
Was eine Gattin sei,
Wie viel ein holdes Wesen werth,
Das lieb und gut und treu.

Du zeigtest mir das schöne Bild;
  Das Gegenbild dazu,
Wo find' ich es so lieb und mild?
  Wer ist es, da nicht du?

Du kehrst zum Gatten nun zurück,
  Zum eig'nen Hauseshalt;
Da findest du genügend Glück,
  Vergiß'st wohl meiner bald:

Ich aber Frau! ich hab' kein Haus,
  Kein Band, das Liebe flicht;
Die Mutter trugen sie hinaus,
  Und Schwestern kannt' ich nicht.

Mir bleibt wohl keine and're Wahl,
  Muß denken spät und früh —
Gott segne dich zu tausendmal!
  Frau, dein vergess' ich nie!

Erinn'rung an dein stilles Thun,
  An all', was ich geseh'n,
Soll über meinem Haupte ruh'n,
  Soll kühlend mich umweh'n;

Und wird zu heiß des Tages Pein,
  Der Lebenssonne Stich,
So denk' ich athmend an Gastein,
  Du Freundliche und dich!

Fr. Grillparzer.

A. v. Haller: Auf den Tod Mariannens. — Die Ewigkeit.
F. G. Klopstock: An Fanny. — An Ebert. — Die todte Clarissa.
L. H. Ch. Hölty: An Miller. — Das Landleben. — Klage. — Elegie. — Todtengräberlied. — Elegie bei dem Grabe meines Vaters.
Chr. Graf v. Stolberg: An Curt Freiherrn von Haugwitz.
L. Graf v. Stolberg: An den Abendstern. — Der Abend. — Elegie.
Chr. A. Tiedge: Elegie am Roßtrapp. — Tharand. — Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf. — Blume auf das Grab

eines Kindes. — An den Schlaf. — Entsagung. — An die Natur. — Des Pilgers Nachtlied.

L. Th. Kosegarten: Das Andenken. — Nachtgesang. — Sehnsucht nach der Heimath. — An Magdalena Schwarz. — Der Nachtigall Schlag.

Fr. v. Schiller: Die Ideale. — Die Sänger der Vorwelt. — Die Götter Griechenlands. — Sehnsucht.

Fr. v. Matthisson: An Ossian. — Trennung von Sander. — Klage. — Die Vollendung. — Sehnsucht. — An den Abendstern. — Elegie an zwei Schwestern. — Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben. — Abendwehmuth. — An die Grille. — Die Alpenhirten. — Heimweh. — Alpenbilder. — Melancholie. — Nachruf.

J. G. v. Salis: Am Abende. — Elegie an mein Vaterland. — Lied eines Landmanns in der Fremde. — An die Ruhe. — Abendsehnsucht.

Von der Heroide.

Bei Auseinandersetzung der Merkmale der sentimentalen Elegie wurde gesagt, daß dieselbe gemischte, in dem Gemüthe des Dichters entstandene Gefühle mitzutheilen zum Zwecke habe. Dabei wird aber nicht erfordert, daß das Ereigniß, welches derlei Empfindungen veranlaßt, den Dichter selbst getroffen habe; da er sich ja vermöge seiner Einbildungskraft in solche Lage versetzt denken, und die auf diese Weise erweckten Gefühle schildern kann. Oft geschieht es sogar, daß der Dichter an seiner Statt irgend eine bekannte, unglückliche Person der Geschichte, oder der Fabel redend einführt, und ihr den Ausdruck jener Gefühle in den Mund legt, welche vielleicht in ihm erregt worden wären, wenn ihn gleiches Leiden getroffen hätte, wie z. B. Schiller in der »Klage der Ceres,« ohne daß dadurch das Gedicht aufhört, zur eigentlich elegischen Gattung zu gehören. Wird eine solche Elegie in Briefform geschrieben, so hat sie den eigenthümlichen Namen der Heroide. Die Heroide ist also jene besondere Gattung der sentimentalen Elegie, in welcher eine bekannte Person der Geschichte, oder der Fabel einer andern ihre ge-

mischten Empfindungen der Sehnsucht u. s. w. in der Form eines Briefes mittheilt. Nach der äußern Form gehört die Heroide in die Classe der poetischen Epistel; rücksichtlich ihrer Tendenz aber ist sie ein eigentlich elegisches Gedicht. Man könnte noch anführen, daß sie sich dadurch von andern elegischen Briefen unterscheide, daß nur bekannte Personen der Geschichte, oder der Fabel in der Heroide redend eingeführt werden. Alles, was von der sentimentalen Elegie als nothwendig erfordert wird, hat in gleichem Maße auf die Heroide Bezug; nur ließe sich erwähnen, daß die heftigen Ausbrüche eines schmerzhaft erregten Gemüthes, welche aus der sentimentalen Elegie durchaus verbannt sein sollen, in der Heroide nicht eben so unbedingt zu tadeln sind. Oft können sie zur Charakteristik der schreibenden Personen dienen, und selbst der Eindruck, den sie hervorbringen, ist nicht so unangenehm, da sie durch die mittelbare Einwirkung auf uns gemildert erscheinen. Denn in der sentimentalen Elegie spricht der Dichter unmittelbar zu dem Leser, während in der Heroide die sprechend eingeführte Person ihre Empfindungen einer anderen, nicht mehr vorhandenen Person mittheilet, und der Leser als ruhiger Zuhörer erscheint. Darin liegt zugleich eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Drama, indem die Empfindung einer vom Dichter verschiedenen Person dargestellt wird. Man könnte die Heroide in dieser Beziehung einen Monolog nennen.

Unter den Dichtern der alten Welt hat vorzüglich Ovid in dieser Gattung sich ausgezeichnet; die Deutschen leisteten bisher hierin nichts Bedeutendes. Außer Tiedge's »Abälard an Heloise« und Kind's »Einsiedler an der Twerza« finden sich in der deutschen Literatur höchst wenige Heroiden. Wieland's Briefe an Verstorbene scheinen richtiger nicht hierher gerechnet zu werden. Mit mehr Glück haben sich die Franzosen und die Engländer in dieser Gattung der Elegie versucht, obwohl sie nirgends vorzugsweise gepflegt wurde. Es scheint auch derselben an jener innern Wahrheit zu fehlen, die jedes

Gedicht zu einem poetischen Werke erhebt. Obwohl Herder *) sie etwas zu unbedingt verwirft, so ist es doch größten Theils wahr, wenn er sagt: »Man gewöhnt sich durch die Heroide an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit, so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief und nach aller Kunst albern sind.« — Die meisten der Heroiden, welche wir besitzen, haben Klagen getrennter Liebenden zum Gegenstande; zum Beispiele:

Xenia an Gregor.

Wirst du den düstern Blick nicht feindlich wenden,
Wenn deine Hand beim Dämmerlicht
Der Felsenhütte diesen Brief erbricht,
Und Züge deine Augen blenden,
Sonst oft ersehnt, doch jetzt willkommen nicht?
Wirst du dieß Blatt nicht fliehend von dir legen,
Dem Wand'rer gleich, der auf den Heimathswegen,
Im Schatten schlief, wenn ihn die Natter sticht?
O fliehe nicht vor einst geliebten Tönen;
Die Marter, die Verrath und Meineid traf,
Sie wiege deine Rache in den Schlaf!
O fliehe nicht! Laß Reue dich versöhnen!
Nicht ich allein, es fleht dich Jaroslav!
Gott! welchen Namen wag ich auszusprechen!
Mit ihm erneu' ich zagend meine Schuld.
Doch nicht an deinen Schmerz und Xenia's Verbrechen
Erinnr' er dich — nur an des Edlen Huld!
Er spricht durch mich; des großen Herzens Wähnen
Traut der gebeugten Feindin deiner Ruh',
Traut meinem Fleh'n, den nicht verhehlten Thränen,
Noch ein'ge Kraft an deine Seele zu.

---

*) »Über die Nachahmung der Elegie der Alten.«

Er wähnt, daß meine Worte noch dich rühren,
Und daß dein Herz, die du einst heiß geliebt,
Nicht stetem Gram' zum Opfer gibt.
Ich soll den Freund in seine Arme führen,
Den ich verscheucht, den ich so schwer betrübt!
Was Jaroslav dir war — wie vor den Dienern allen
Geliebt, geehrt der blühende Gregor?
Aus deinem eig'nen Munde mög' es wiederhallen;
Ich halte dir den eig'nen Spiegel vor —
Ach sollt' ich nicht auf ewig ihn zerschlagen? —
Aus frühen, längst entwich'nen Tagen.

— — — — — — — —

Vergib Gekränkter, daß die Züge schwanken,
Und eine Thräne, lang zurückgepreßt,
Dieß Blatt mit heißen Tropfen näßt.
Ich rein'ge nicht des schwachen Herzens Wanken
Durch glatter Worte schlau erfund'nen Schein;
Es treffe mich dein Zorn — doch mich allein,
Nicht den Gemahl, der arglos, unbewußt,
Den Pfeil gesandt auf seines Treuen Brust,
Der schwer gebüßt! — er treffe das Geschick
Das eurem Herzen selt'ne Sympathie,
Das — ach zu mir! — euch gleiche Gluth verlieh;
Er treffe einen schwarzen Augenblick —
Mein herbes Schicksal, das im Lebensmaie
Den Samen sä'te der verletzten Treue.

U. s. w.

Fr. Kind.

B. Von didactischen Dichtungen.

Unter didactischen Dichtungen versteht man alle jene, welche durch Einwirkung auf das Gefühlsvermögen des Lesers Belehrung zum Zwecke haben. In dieser Rücksicht gehöret auch die Fabel und Parabel in den Umfang dieser Dichtungsart; da sie aber ihr nächster Zweck der epischen Gattung inniger anschließet, so bleibet für das Gebiet der elegischen Dichtung nur das Epi=

gramm, der poetische Brief, und das eigentliche Lehrgedicht übrig, und in Bezug auf diese drei Arten könnte man sagen, die didactische Poesie sei diejenige, welche durch Erregung poetischer Empfindungen belehrenden Unterricht zu ertheilen zum nächsten Zwecke hat. Nur auf solche Weise läßt sich dieselbe als eine dem Gebiete der Poesie angehörige Classe denken.

---

1. Von dem Epigramme *).

Nach dem Wortsinne bedeutet Epigramm eine Aufschrift; als didactisches Gedicht betrachtet, ist es die kurze Darstellung einer poetischen Empfindung, welche durch einen fest bestimmten Gegenstand in dem Gemüthe des Dichters erregt wurde, und entweder Mittheilung des Gefühles, oder Belehrung zum Zwecke hat **). In dieser Rücksicht gehören mehrere Epigramme zur eigentlich lyrischen und zur sentimental-elegischen Poesie, während wieder andere zur didactischen gezählt werden müssen. Da aber wenigstens dem Ursprunge nach durch das Epigramm Belehrung im weiteren Sinne beabsichtet wurde, so wird es hier am füglichsten eingereihet.

Man nennt das Epigramm auch Sinngedicht, indem dem bestimmten Gegenstande ein Sinn angedichtet und dieser auf sinnliche Weise, vermittelst einer gedrängten, energischen Sprache uns mitgetheilt wird. Aus dem aufgestellten Begriffe ergeben sich folgende Eigenschaften des Epigramms:

1) Einheit. Die Empfindung, welche durch Betrachtung

---

*) Nach Herder's Abhandlung über das griechische Epigramm.

**) Herder sagt: Es ist »die poetische Darstellung eines gegenwärtigen Objects zu einem einzelnen fest bestimmten Punct der Lehre, oder der Empfindung«; oder als Aufschrift genommen: »Die poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedichteten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziele der Lehre oder der Empfindung.«

eines einzelnen Gegenstandes von Einer Seite entsteht, kann, auch nach dem Zwecke des Epigramms, nur Eine sein, und durch die nothwendige Einheit ist auch

2) die Kürze des Epigramms bedingt.

3) Jedes Epigramm muß fortwährend dahin streben, den lichten Gesichtspunct aufzustellen, aus welchem der Gegenstand, auf den das Sinngedicht Bezug hat, betrachtet werden soll, oder mit andern Worten: Jedes Epigramm muß einen Punct der Wirkung, eine Spitze haben, welche aber nicht nothwendig am Schlusse zu suchen ist.

Betrachtet man das Epigramm bloß als Auf- oder Inschrift, welcher Begriff aber viel zu enge ist, so besteht es in Beziehung auf das Denkmal, an dessen Stirne es sich befindet, aus zwei Theilen: aus der Darstellung und der Befriedigung *). Es wird das Denkmal uns vorgeführt, es wirkt auf die Empfindung, auf die es wirken kann (Darstellung), bis der Umfang derselben in dem Gemüthe ausgefüllt ist (Befriedigung), und somit ist der Zweck des Epigramms erreicht. Die Darstellung zeigt uns also den Gegenstand, welcher betrachtet werden soll, und die Befriedigung den lichten Punct, aus welchem er betrachtet werden soll, damit er die beabsichtete Wirkung hervorbringe; manchmal geschieht dieß in Verbindung mit dem Ausdrucke des Gefühls des Dichters.

Nach der früheren Theorie theilte man alle Epigramme in zwei Haupt-Classen, nämlich in das einfache und das zusammengesetzte Epigramm, welche Eintheilung allerdings Bestand haben kann, wenn man unter einfachen Epigrammen jene versteht, die aus dem gegebenen, einfachen Momente die beabsichtete Wirkung in dem Gefühle des Lesenden entstehen lassen; und unter zusammengesetzten jene, welche einen Gegenstand, aus dem sich etwas Zweifaches, vereinigt in Einem Gesichtspunct, darbietet, anschaulich machen, und mehr oder min-

*) Lessing nennt diese Theile etwas zu allgemein: »Erwartung und Aufschluß.«

der entfalten und absondern. Auf diese Weise enthält jede dieser Haupt-Classen mehrere besondere Arten des Epigramms, welche vollständig anzuführen, unmöglich sein dürfte; da die verschiedenen Seiten, von welchen ein Gegenstand betrachtet werden kann, und die mannigfachen Empfindungen, die aus solcher Betrachtung hervorgehen, sich umfassend nicht bestimmen lassen. Wir wollen daher nur die bedeutendsten angeben, welche zu einer, oder zur andern Haupt-Classe des Epigramms gehören.

Arten des einfachen Epigramms.

1. Das einfach darstellende Epigramm. In diesem wird der Gegenstand mit der Empfindung, die er im Gemüthe des Dichters erregte, dargestellt, ohne die letztere in ihrem ganzen Umfange auszudrücken. Es besteht also nur in der Exposition, ohne vollständige Befriedigung, und gerade diese Art ist eine der wirksamsten; weil man durch diese Darstellung zeiget, der Gegenstand an sich rühre durch seine ihm inwohnende Erhabenheit, und die Worte, die man darüber verliert, können den Eindruck nur schwächen, nicht verstärken. Von dieser Art sind viele der herrlichsten Epigramme der Griechen und einige von Opitz, Logau, Hagedorn, Kleist, Ewald, Lessing u. s. w. Z. B.

Die Thränen.

Unter den Todten beweint ein jeder die Seinen; um dich weint
Kleon, die Stadt und das Land; aber die Fremde noch mehr.

Herder: Blumen aus der griech. Anthologie gesammelt.

Die Guten.

Suchst du den Saon unter den Todten? Wo immer er sein mag,
Unter den Glücklichen dort ist der Rechtschaff'ne gewiß.

Herder: Ebendas.

Die Peters-Kirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret,
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Schiller.

2. Das paradigmatische Epigramm. Hier wird der Darstellung des Gegenstandes die Anwendung, durch Worte ausgedrückt, angefügt. Diese Art ist nicht sehr künstlich, aber auch nicht sehr anziehend, und schweift gerne in andere Dichtungsarten, z. B. in die Fabel hinüber. Durch solche Spaltung wird auch oft die dem Epigramme nothwendige Einheit verletzt. Um diesen Fehler nun zu vermeiden, spricht entweder der Gegenstand selbst die Befriedigung aus, oder es entsteht ein Gespräch zwischen dem Wanderer und dem Gegenstande; oder man erzählt epigrammatisch, indem der Gegenstand als gegenwärtig dargestellt wird. Beispiele dieser Gattung sind:

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

Lessing.

Die Antike an den nordischen Wanderer.

Über Ströme hast du gesetzt, und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg' trug dich der schwindlige Steg,
Mich in der Nähe zu schau'n, und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt.
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren:
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?

Schiller.

Die Nymphe des Quells.

Schöpfe schweigend. »Warum?« So schöpfe nicht. »Und warum nicht?«
Nur dem stillen Genuss' ström' ich erquickenden Trank.

Herder: Blumen aus der griech. Anthologie gesammelt.

3. Das schildernde Epigramm ist jenes, welches den Moment einer, einem Kunstwerke entnommenen Situation durch poetische Sprache lebendig darstellt. Zum Beispiel:

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.
Schiller.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter d'rauf fällt sie melodisch herab.
Schiller.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen, ich stelle
Dich unendlich wie ihn, in die Unendlichkeit hin.
Schiller.

Diese Gattung schärft das Auge für die Kunst und die Seele für die Kunst-Empfindung; denn meistens ist der Gesichtspunct des Dichters, wie des Künstlers menschlich und zart, oder erhaben und edel.

4. Das leidenschaftliche Epigramm ist mit dem schildernden verwandt, indem es, so wie dieses, einen Moment eines Kunstwerkes zum Gegenstande der Empfindung erhebt, einen Lichtstrahl des Gefühles auf Gegenstände der schönen Natur fallen läßt. Diese Epigramme finden sich unter denen der deutschen Dichter am wenigsten; vielleicht zum Theil deßwegen, weil die Personificationen der griechischen Fabel für uns nur Namen sind. Als Beispiele dieser Gattung dienen:

Die schöne Fichte.

Wanderer laß dich nieder an dieser Fichte. Du hörest,
Hoch im Wipfel des Baums spielen der Lüfte Gesang;
Und dort rauschet die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
Bald mit ruhigem Schlaf schließen die Augen zu.
Herder: Blumen aus der griech. Anthologie gesammelt.

Auf eine schöne Gegend.

»Schäfer, o sprich, wess' sind die lieblichen Bäume?« Der Öhlbaum
Ist Athenäens; der Wein schlingt sich dem Bacchus empor.

»Und die Ähren?« Der Ceres. »Und diese Blumen?« Der Juno
Und der Cypris und deß', den sie in Blumen gebar.
»O Freund Pan, so flöte; laß nicht von den Lippen die Flöte;
Hier in der rosigen Au' find'st du die Echo gewiß.«

Herder: Ebendas.

Arten des zusammengesetzten Epigramms.

1. Das künstlich gewandte Epigramm. In solchem wird durch Vereinigung zweier Momente unter Einem Gesichtspuncte dem Gedichte eine unerwartete Wendung gegeben und eine Art von Handlung verliehen. Je nachdem zwei in der Wirklichkeit getrennte Objecte durch den Dichter verbunden werden, oder in demselben Gegenstande ein Zweifaches erscheint, das dem Ganzen eine unerwartete Wendung verschafft, gibt es wieder zwei Abtheilungen dieser Art von Epigrammen. Beispiele sind:

Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte.

Des Lobes und des Dankes Pflicht
Will euch der fromme Redner lehren;
Ihr, mögt es lesen, oder nicht,
Ich aber ach! ich mußt' es hören.

Kästner.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil, dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

Lessing.

Die Gondel.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg' wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

Göthe.

Leben und Dichten.

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

Göthe.

Tonkunst.

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Schiller.

Anfang und Ende.

Des Sarges Schlüssel liegt in uns'rer Wiege,
Und Trennung ist die Tochter des Empfangs.

Heidler.

2. Das täuschende Epigramm ist eine Art des gewandten, welches die, durch die weit geführte Wendung erregte Täuschung auf angenehme Weise auflöset. Sie waren bei den Griechen sehr häufig, aber auch die Deutschen besitzen treffliche Epigramme von dieser Art. Zum Beispiel:

Selbsterkenntniß.

Welch' ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

Göthe.

Weissagung des Bakis. Nr. 2.

Lang und schmal ist ein Weg. So bald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.

Göthe.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streu'st Keime der göttlichen aus.

Schiller.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Schiller.

Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht,
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Schiller.

3. Das flüchtige Epigramm ist jenes, welches zwei widerstrebende Gedanken verbindet und auf unerwartete Weise auflöset. Es wird bald in eine Art von Gespräch, bald in einen Ausruf, bald in die Figur der Frage eingekleidet. Hierher gehören die meisten jener satyrischen Spottgedichte, welche man ausschließend mit dem Ausdrucke: »Epigramme« bezeichnen wollte. Sie sind leichte Spiele des Witzes, und daher ist gewandte Kürze für sie ein unerläßliches Erforderniß.

Von dieser Art sind beinahe alle Epigramme der Franzosen, und viele Kästner's, Lessing's, Göthe's, Schiller's. Zum Beispiele:

In fremden Namen.

Des Wirthes Höflichkeit war sinnreich ausgedacht;
Er pocht mich aus dem Schlaf, und wünscht mir: gute Nacht.

Kästner.

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Schiller.

An —

Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du gibst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

Schiller.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die andern es treiben,
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz.

Schiller.

Obwohl die aufgezählten Arten des Epigramms alles, was in dieser Dichtungsart erschienen, aus schon angeführtem Grunde nicht erschöpfen: so lassen sich doch die meisten Epigramme unter eine oder die andere dieser Abtheilungen bringen; wenn auch nicht zu läugnen ist, daß viele Stücke, je nachdem sie von einem verschiedenen Standpunct beurtheilt werden, bald zu dieser, bald zu jener Classe gerechnet werden können. Wir verdanken obige scharfsinnige Eintheilung einem Dichter, welcher uns mit einer höchst gewählten Blumenlese griechischer Epigramme beschenkte und zugleich den Charakter dieser Dichtungsart am erschöpfendsten und klarsten bestimmte. Herder wies darauf hin, daß nicht die Römer, sondern die Griechen Meister und Lehrer des Epigramms, so wie alles Schönen gewesen, und daß jene das Epigramm, so wie die übrigen Dichtungsarten, schon gebildet aus der Hand der Griechen erhielten.

Der Ursprung des Epigramms gründet sich in jenen Inschriften, welche auf Gebäuden, Denkmalen und anderen Kunstwerken angebracht waren, und oft wenig mehr, als den Namen des Verfertigers, oder den Zweck des Werkes enthielten. Sie sind nach dem Wortsinne wahre Epigramme, welche man in der deutschen Sprache durch die Namen: Aufschrift, Überschrift, von dem Epigramm als Sinngedicht unterscheiden kann. Aus ihnen entwickelte sich in der Folge erst das Epigramm als Dichtungsart, und selbst dieses in einem gewissen Stufengange nach seinen verschiedenen Classen. Gewiß ging das einfach darstellende Epigramm in seiner Ausbildung dem künstlich gewandten voraus, weil jenes eine Gattung ist, die sich ihrer natürlichen Form nach dem Dichter von selbst aufdringt. Denn es setzt immer merkwürdige Personen, Denkmale, Begebenheiten voraus, welchen man nur Sprache geben darf, wenn sie dem Geiste vernehmlich werden sollen.

Die griechischen Epigramme sind unvergängliche Muster in jeder einzelnen Gattung dieser Dichtungsart. Herder und Jakob machten sie den Deutschen durch treffliche Bearbeitungen bekannt. Aber es fehlte auch keinem Volke weniger an Anlässen

zu Epigrammen, als den Griechen. Das Klima ihres Landes, ihre Verfassung, ihre Religion und ihre Kunst gaben vielfache Anregung dazu. Die Römer leisteten mehr in dem satyrischen Epigramme (Spottgedicht). Ihnen folgten hierin mit Glück die Franzosen. Unter den Deutschen sind ausgezeichnet: Opitz, Logau, Gleim, Kästner, Lessing, Herder, Göthe, Schiller, J. K. v. Einem, Haug, u. s. w.

Beispiele:

Kästner: Der Musen=Almanach auf dem Schnitt vergoldet. — Auf Kepplers Tod. — Auf das Herz Voltaires.

Lessing: Der geizige Dichter. — Auf den Rufus. — An einen Lügner. — Grabschrift des Nitulus. — Auf den Mison. — Hänschen Schlau. — Auf den Kauz.

Herder: Aus den Blumen aus der griechischen Anthologie gesammelt: Auf zwei Gemälde. — Sophokles Grab. — Auf die Erschlagenen bei Thermopylä. — Der Ulmbaum. — Der Fruchtbaum. — Der Acker. — Philoctetes. — Der Adler auf dem Grabe. — Die belohnte Wohlthat. — Das Gold und der Strick. — Auf das Bild der Polyxena. — Auf das Bild der Medea. — Iphigenia. — An eine Schwalbe u. s. w.

Göthe: Epigramme aus Venedig: Nr. 12. 14. 22. — Weissagungen des Bakis: Nr. 12. 17. 19. 25. 27. — Aus den vier Jahreszeiten: Nr. 10. 13. 15. 25. 38. 47. 48. 50. 71. 75.

Schiller: Die Philosophien. — Wissenschaft. — Der Gesundbrunnen. — Quelle der Verjüngung. — Das gemeinsame Schicksal. — Erwartung und Erfüllung. — Menschliches Wirken. — Die moralische Kraft. — Zwei Tugendwege. — Pflicht für Jeden. — Inneres und Äußeres.

---

2. Von der didactischen Epistel und einigen andern Arten des poetischen Briefes.

Der Brief ist eigentlich keine, durch eine ausschließende Tendenz näher bestimmte, besondere Dichtungsart, sondern in der allgemeinsten Bedeutung jene schriftliche Form, in welcher man Abwesenden etwas mittheilt. Da aber sowohl in früherer,

als in gegenwärtiger Zeit mehrere poetische Werke in Briefform erschienen sind, so kann man wohl dem sogenannten poetischen Brief eine Stelle unter den einzelnen Dichtungsarten einräumen und sagen: er sei jenes Gedicht, welches einen poetischen Stoff in Form eines Briefes mittheilt.

Je nachdem nun das Mitgetheilte eine Begebenheit oder eine Empfindung ist, gehört der poetische Brief der epischen, oder der lyrischen Gattung, und in letzterer Hinsicht bald der eigentlich elegischen, bald der didactischen an. Indeß ist die gewöhnlichste Tendenz der meisten poetischen Briefe belehrende Mittheilung, daher die didactische Epistel vor den übrigen Gattungen eine weitere Erwähnung verdient.

Man versteht darunter einen poetischen Brief, welcher durch Einwirkung auf das Gefühl des Menschen, belehrenden Unterricht zu ertheilen zum Zwecke hat. Die Einwirkung auf das Gefühl vermittelst des Ausdrucks poetischer Empfindungen ist das unterscheidende Merkmal der didactischen Epistel vom prosaischen Lehrbrief. Die Mittheilung des belehrenden Unterrichtes kann auf directe oder indirecte Weise, unmittelbar, oder mittelbar geschehen. Wird nämlich in dem Briefe geradezu der begehrte Aufschluß gegeben, der erregte Zweifel gehoben, der aufgestellte Satz begründet: so ist die eigentlich didactische Epistel vorhanden. Wenn aber in derselben menschliche Thorheiten auf lächerliche Weise dargestellet werden, wenn mit dem Ausdrucke des Unmuths durch ernste Rüge des Bestehenden entfernt auf das zu Ergreifende hingewiesen wird: dann gehört der Brief zur Satyre, von welcher bald gesprochen werden soll.

In so ferne jeder Brief an eine bestimmte Person gerichtet sein muß, wird dieß auch vom poetischen und insbesondere von dem didactischen erfordert; denn dadurch erhält der Brief die nöthige Wahrheit und das Gesagte das gehörige Interesse. Übrigens ist es gleichgiltig, ob die Person, an welche die Epistel gerichtet ist, eine wirkliche, oder eine erdichtete sei; nur muß der Inhalt derselben im Allgemeinen Wichtigkeit und Bedeutung haben.

Diese Bedeutung entsteht entweder aus dem allgemeinen Interesse des Inhalts, oder aus der Theilnahme, welche der Leser an dem Schreibenden und an jenem hat, an den der Brief gerichtet ist. Der Dichter wendet sich an einen einzelnen Menschen, um zu der Gesammtheit zu reden. Manches, was in einem Briefe an eine bestimmte Person für diese allein verständlich sein kann, muß in der poetischen Epistel, die für Alle geschrieben ist, wegbleiben.

Die Art der Darstellung in der poetischen Epistel ist an weniger strenge Regeln gebunden, als in den übrigen lyrischen Formen. Dieß geht schon aus dem Charakter eines Briefes überhaupt hervor, welcher nur die mündliche Rede vertritt. Indessen muß in der Anlage desselben Absicht und Bestimmung herrschen, wenn diese auch nicht auszeichnend hervorgehoben ist. So unterscheidet sich die didactische Epistel von dem eigentlichen Lehrgedichte nur durch die unbestimmtere Form und durch die weniger vollständige Durchführung des Gegenstandes. Der Gang der Gedanken ist nicht an die strenge Ordnung gebunden, daher auch der Zusammenhang loser und weniger begründet. Der Stoff, welcher zur didactischen Epistel hinreicht, ist ebenfalls beschränkter, als jener, den das Lehrgedicht erfordert. Dieses spricht eine abgeschlossene Reihe unter sich zusammenhängender Wahrheiten aus, welche man, wenn sie durch die Functionen des Verstandes klar wird, Wissenschaft nennt; während der poetische Brief einzelne Sätze aus irgend einer Wissenschaft heraushebt und beleuchtet, einen Gegenstand von einer interessanten Seite betrachtet, oder überhaupt seine Meinung über eine aufgeworfene Frage aus irgend einem Gebiete des Wissens äußert. Welche Gegenstände aber am füglichsten durch didactische Gedichte erörtert, und welche ganz aus dem Kreise derselben ausgeschlossen werden sollten, wird schicklicher in der Theorie des Lehrgedichts auseinander gesetzt werden, und ist auch auf den didactischen Brief zu beziehen.

Das der poetischen Epistel gewöhnlichste Versmaß ist der Hexameter und der Alexandriner; doch werden andere metrische

Formen deßhalb nicht ausgeschlossen; die angemessenste Form für den didactischen Brief dürfte das elegische Versmaß sein. Unter den deutschen Dichtern, welche poetische Briefe lieferten, verdienen genannt zu werden: Gleim, Uz, Pfeffel, Jacobi, Michaelis, Kl. Schmidt, Göcking, Bürde, Tiedge, wovon die meisten freundschaftliche Briefe im poetischen Gewande erscheinen ließen. Doch ist der Geschmack an dieser Gattung poetischer Briefe nur einige Zeit lang in Deutschland herrschend gewesen, und bald, vielleicht wegen Geringfügigkeit des innern Gehaltes dieser Dichtungen, wieder erloschen. Die didactische Epistel erhielt in der neuesten Zeit durch die vom Buchhändler Brockhaus gegebenen Preisaufgaben einige Anregung.

Beispiele von poetischen Briefen:

An Schmidt.

Freund des Dörfchens, meine Hügel,
Meiner Wiese Gartenpracht,
Meines Waldes grüne Nacht,
Meines Baches hellen Spiegel,
Hast du mir so werth gemacht,
Daß ich nun an meine Laube,
Wo kein Kriegsgerücht mich quält,
Wie an einen Himmel glaube,
Dem es nicht an Engeln fehlt,
Seit mir deine Brief' erzählen
Von dem Weisen, der es liebt,
Aus dem Lärm sich wegzustehlen,
Wo es nichts als Reue gibt;
Reue des verlornen Tages,
Der — und hätt' er alle Pracht
Eines fürstlichen Gelages —
Eine leere Stelle macht.
Und dieß arme Menschenleben
Hat aus seinem kleinen Schatz
Ach, nicht viel hinweg zu geben,
Denn, wo wäre für das Leben
Einer Stunde nur Ersatz?

Darum fort aus dem Geräusche,
Das uns von uns selbst entfernt!
Freund, ich habe nun gelernt,
Daß man sich nicht glücklich täusche.
Lebenswahrheit waltet nur
In dem Schooße der Natur.
Du, auch du hast dieß empfunden!
Wenn du aus verwais'ten Stunden
Deines Lebens, zu ihr flohst:
Da, da hast du Trost gefunden.
Ach, man braucht hienieden Trost!
Welch ein seliges Verhallen
Weht durch unsern Lebenstraum,
Wenn in unsern kleinen Raum
Blüthen nur, nicht Stürme fallen!
Still ist ja das Herz gestimmt,
Wie das Leben meiner Aue,
Das, in seinem hellen Thaue,
Wie ein Thränenlächeln schwimmt.
Welch' Getön der Lerchenwonne,
Die ihr Lied zum Himmel trägt,
Wo die Gluth der Morgensonne
Über ihr zusammenschlägt!
Alles hält um mich im Triebe
Seiner Lust ein Lebensfest;
Alles voll Gesang und Liebe,
Wie ein Nachtigallennest.
Alles tönt und athmet Friede.
Selbst die Luft, so sanft, wie du,
Schmeichelt mir zu einem Liede
Für dein Herz Begeist'rung zu.
Endlich hüllt das ferne Städtchen
Sich in Abendnebel ein:
Sieh, dann blicken durch den Hain
Venus und das Schnittermädchen
In mein Laubenzelt herein.
Schmidt, du weißt, wie groß und schweigend
Dieser Sternenhimmel ist,
Wenn er, sich zur Erde neigend,
Die geliebte Erde küßt,

Die den Festtag ewig feiert,
Den sie mit dem Blumenring,
Einst zum ersten Mal beging,
Als sie, bräutlich eingeschleiert,
In des Himmels Armen hing.
Mit verhüllt in ihrem Schleier,
Werf' ich, aller Banden los,
Mich, mit einer Thränenfeier,
Selig hin auf ihren Schooß.
Weinend möcht ich dann sie fragen — —
Nein! vergessen möcht' ich dann,
Daß sie Bösewichter tragen,
Und Tyrannen dulden kann.
Nach den Sternen möcht' ich greifen,
Um der Wonne mich zu freu'n,
Funken auf die grauen Streifen
Uns'rer Nebelwelt zu streu'n.
Aber der mit Nachtgefunkel
Lieblich überglänzte Bach
Rauscht den Muth, im tiefsten Dunkel
Meiner Seele wieder wach.
»Friede wohnet bei den Sternen!«
Ruf ich mir in's Herz hinein.
Lieben, und Ergebung lernen,
Heißt hienieden, weise sein.
Dennoch darf ich's mir verzeih'n,
Daß ich dem Gewühl enteile,
Wo der Zwang des Lebens haus't,
Welcher mit der langen Weile,
Fremde Gifte trinkt und schmaus't,
Fern, o fern von allen Mischern
Fremder Gifte, blühet mir
Die Gesundheit unter frischern,
Obgleich wilden, Rosen hier.
Und Gesundheit und Gewissen,
Diese beiden Dinge kann
Wohl nicht leicht ein Wandersmann,
Der durch's Leben reis't, vermissen.
Jene macht die Reise froh;
Dieses nimmt ihr alles Grauen,

Wenn von überstürmten Auen
Jeder Sonnenblick entfloh.
Ja, es mindert alle Mühen
Und — o Heil der letzten Ruh! —
Deckt mit Engel=Fantasien
Unser müdes Leben zu.
Dieß Gefühl hat einen Himmel,
Den das festliche Getümmel
In der Kaiserstadt entbehrt.
Sieh! dort rauscht ein gold'ner Wagen,
Und der Insaß — ist ein Magen,
Der zu seiner Rolle fährt.
Komm zu den Parade=Plätzen,
Wo die Rohheit tobt und schilt,
Um den Rest von Menschheit wild
Aus dem Menschen wegzuhetzen.
Braucht es mehr, um dir ein Grau'n
Vor dem Wesen einzuflößen
Welches dort die Großen bau'n?
Und was sind denn ihre Größen?
Kartengrößen, im Vertrau'n!
Die gilt viel und jene wenig,
Wie die Färbung es gebot;
Etwas blau und gelb und roth
Macht den Buben und den König.
Alles prunkendes Getäusch,
Großer Kampf um Kleinigkeiten,
Wenig Sinn und viel Geräusch,
Und im Ganzen — Albernheiten.
Selbst das große Länderspiel,
Dieser Wettlauf ohne Ziel,
Ist ein Spiel — mit Grausamkeiten.
Trauernd sandt' ich manchen Blick
Aus nach einer Friedenslaube,
Voller Ruh und Lebensglück;
Und er kehrte, wie die Taube
Noah's, ohne Trost zurück.
Doch in meine Ahornlaube
Fällt ein Friedensstrahl des Lichts,
Wie ein himmlischer Gedanke;

Hier vernehm' ich von dem Zanke
Mißvergnügter Tadler nichts.
Wenn ihr Mißmuth, wie mit Krallen,
Auf den Gang der Dinge fällt,
Der denn doch von ihnen allen,
Was er Schlimmes hat, erhält;
Wenn sie selbst sich nicht gefallen:
Dann verleumden sie die Welt.
Stille meiner Abendweihe,
Wo der Geist genießt und schafft,
Wie umfängt mich hier das freie,
Reine Leben meiner Kraft!
Hier ist wenig zu betrauern;
Aber viel, um sich zu freu'n.
Nun, wohlan! wer still und klein
Auszieht aus der Welt der Mauern,
Zieht ja in die Schöpfung ein.

Tiedge.

Gleim: An Jacobi: »In meinem kleinen Sanssouci.«
J. P. Utz: Der zweite Brief aus dem Lehrgedichte: Die Kunst, stets glücklich zu sein.
Michaelis: Die Bestimmung. — An Hrn. Dr. Schmidt.
J. G. Jacobi: Antwort an Gleim: »Ja Freund in deinem Sanssouci.« — An Gleim an seinem Geburtstage.
Tiedge: An F. »Freund! die Rosenzeit ist da.«

Von der Satyre überhaupt, und von der satyrischen Epistel insbesondere.

Satyre im weitesten Sinne ist jede Äußerung des bittern Gefühles, welches durch die Vergleichung der mangelhaften Wirklichkeit mit dem Ideale in uns erregt wird.

Weil diese Äußerung nicht nothwendig Worte erfordert, sondern auch durch andere Zeichen, z. B. Bilder, Statuen u. s. w. erkennbar gemacht werden kann: so kann man auch derlei Gegenstände, welche den erwähnten Zweck haben, füglich mit dem Namen »Satyre« bezeichnen. Das Gefühl des Unmuths ent-

steht entweder aus der Betrachtung des Verderblichen und Hassenswerthen, des unsittlichen Zustandes der Menschen, oder bei dem Gedanken an das Lächerliche menschlicher Thorheiten; und muß daher auch nothwendig auf verschiedene Weise ausgedrückt werden.

Da man bei jedem Werke des Stils einen bestimmten Zweck anzunehmen berechtiget ist, so kann man sagen: die Satyre ist jene schriftliche Darstellung, welche durch den Ausdruck des Gefühls des Unmuths über die moralischen Unvollkommenheiten der Menschen, dieselben zu vermindern zum Zwecke hat. Ist das Gefühl der Unlust fähig und würdig, durch den höchsten Wohlklang der Sprache ausgedrückt zu werden, und wird dasselbe auch auf diese Weise in ästhetischer Form ausgedrückt: so gehört in diesem und in keinem andern Falle die Satyre der Poesie an. Da aber die Satyre, als poetisches Werk überhaupt, aus schon angeführten Gründen zur didactischen und hierdurch auch zur lyrischen Poesie gehört; da ferner unter den einzelnen lyrischen Formen jene des Briefes der Satyre beinahe eigenthümlich ist: so möchte es vielleicht am schicklichsten Orte sein, bei Gelegenheit, als von der satyrischen Epistel die Rede ist, Einiges über die Satyre überhaupt zu bemerken.

Die Äußerung des Unwillens über die Verworfenheit des Lasters kann eben so wenig komisch sein, als die Darstellung der lächerlichen Ungereimtheiten mit Bitterkeit zweckmäßig ist. Strenge genommen gehört nur die erstere Art in das Gebiet der Satyre, während die zweite richtiger zur komischen Darstellung gerechnet wird, da das Lächerliche an sich Hohn und bittern Spott nicht zu vertragen scheint. »Thorheit ist zu schuldlos und unverständig für den Schlag der Satyre, so wie das Laster zu häßlich für den Kitzel des Lachens; obgleich an jener die unmoralische Seite verhöhnt, und an diesem die unverständige belacht werden mag *).« Da nun auch das Laster von seiner verächt-

*) Jean Paul.

lichen Seite, so wie die Thorheiten von ihrer verderblichen betrachtet werden können; da sowohl in der einen, als in der andern Gattung sich zu jeder Zeit bedeutende Schriftsteller versucht haben: so theilte man die Satyre in zwei Hauptclassen, die eigentliche (strafende) und die scherzhafte Satyre, welche man mit dem französischen Worte Persiflage am vollständigsten bezeichnen könnte.

Die Wahl der besonderen Dichtungsart, durch welche der angedeutete Zweck erreicht werden kann, ist so willkürlich, daß man Satyren sowohl in epischer, als in dramatischer Form findet, ohne daß deßhalb diese Werke aufhören, in das Gebiet des Epos oder des Drama zu gehören; weil jene Tendenz der Satyre immer durch den näheren Zweck der Mittheilung des Geschehenen, oder der Darstellung des sich jetzt Begebenden bedinget wird. Aus diesem Grunde bleibt hier nur der satyrische Brief zu besprechen übrig.

Die satyrische Epistel ist also jener poetische Brief, in welchem das Gefühl des Unmuths, welches bei Betrachtung des Abstandes der Wirklichkeit vom Ideale in dem Gemüthe des Schreibenden erregt wurde, ausgedrücket wird, um dadurch zur Verminderung jenes Abstandes beizutragen.

Wird in dem poetischen Briefe das Verderbliche des Lasters, um von demselben abzuschrecken, geschildert, so tritt die Epistel in die Sphäre der eigentlichen (strafenden) Satyre. Hat der Brief aber die Schilderung des Lächerlichen irgend eines Fehlers zum Gegenstande, um dadurch das Verharren in demselben zu verhindern, so gehört er in den Kreis der scherzhaft satyrischen Gedichte. Weil die Satyre überhaupt, also auch die satyrische Epistel eine didactische Tendenz hat, so ist alles, was von der didactischen Poesie gesagt wurde, mit gehöriger Berücksichtigung auch hier anzuwenden. Nur ist zu bemerken, daß allgemein verbreitete Fehler allein ein passender Stoff zu Satyren seien, und daß der höhnende Spott, welcher

die eigentliche Satyre charakterisirt, so wenig auf eine bestimmte, mit dem gerügten Laster behaftete Person bezogen werden darf, als eine solche wegen einer ihr anklebenden Thorheit lächerlich gemacht werden soll. Ein solches Werk würde im ersten Falle zur Injurie, im zweiten zum Pasquille herabsinken. Daher das Verderbliche des Lasters, das Lächerliche der Thorheit an sich, ohne Beziehung auf gewisse Personen betrachtet, vorzüglich herausgehoben werden sollen, wodurch aber die Einführung eines Charakters, welcher die allgemeinsten Merkmale des als verderblich, oder lächerlich zu schildernden Fehlers in einem Bilde in sich vereinigt, nicht ausgeschlossen wird. Eigenschaften, welche bei jeder Satyre, also auch bei der satyrischen Epistel zu finden sein sollen, sind:

1) Scharfsinn von Seite des schaffenden Dichters, um allgemein verbreitete Fehler und Thorheiten der Menschen bemerken und gehörig auffassen zu können, welches wieder durch tiefe Kenntniß der menschlichen Sitten bedinget wird.
2) Lebhaftigkeit in der Darstellung des Verderblichen oder Lächerlichen, wodurch uns der Dichter zugleich von der Wahrheit des in ihm erregten Gefühles überzeuget.

Übrigens schildert die eigentliche Satyre das Verderbliche mit erhabenem Ernst und kräftigem Nachdruck; die muntere Gattung der Satyre aber die lächerlichen Thorheiten mit treffendem Witz und jener eigenthümlichen Laune, welche man vorzugsweise die satyrische nennt.

Die satyrische Epistel verdankt ihren Ursprung römischen Dichtern, von welchen Horaz, Juvenal und Persius sich auszeichneten. Die Griechen hatten wohl satyrische Dramen, welche aber ihrem Inhalte sowohl, als ihrer Tendenz nach nicht ganz in den Umfang unsers aufgestellten Begriffes passen dürften. Unter den deutschen Dichtern, von welchen Satyren und satyrische Episteln erschienen, sind zu bemerken: Canitz, Michaelis, Göthe, L. Stolberg, Falk u. s. w.

Beispiele von Satyren sind:

Die Schätzung.

Was von der Natur kommt, ist das Beste.
Pindar.

Es ward dem Menschen angeboren, das
Zu ehren, welches Gott dem Menschen gibt,
Und mehr als jenes, was er selbst erwirbt;
Bezeichnet mit der Gottheit Siegel reißt
Es die Bewund'rung nach sich, aber auch
Den blassen Neid. — — — — —
— — — — — — — — —

Sei muthig wie Achilleus, ein Thersit
Wird deiner spotten, sei ein Philosoph,
Nicht deren einer, welche das Skelett
Der Weisheit zeichnen auf des Hörsals Tafel,
Und nie verklärt die Göttin wandeln sah'n,
Wie Sokrates und Plato sie erschien,
Und Tullius, wie Mendelssohn sie sieht;
Sei diesen gleich, man wird dir Schluß für Schluß,
In vieler Paragraphen Kettenreih',
Beweisen, du gehörst nicht in's System,
Und wissest also nichts, und sei'st ein Thor.
Der Dichter, welcher kühnes Fittich's steigt,
Den Gott ihm gab, entschwebt dem blöden Blick
Des Narren, aber seinem Urtheil nicht.
Je heller er vom näher'n Himmel strahlt,
Und je melodischer sein Flügel tönt,
Je mehr mit Thränen in dem off'nen Blick
Ihm die Entzückung nachschaut und sein Volk
Ihn segnet, Jüngling, Jungfrau, Greis und Mann,
Erreget Klopstock desto mehr den Neid
Des kleinen Witzlings, welcher dünkelnd sich
Wie eine giftgeschwoll'ne Kröte bläht.
Auch zischet, wie im Gras die Schlange zischt,
Des Witzlings ungenannter Miethling, lahm
Ist dieser krummen Schlange Windelgang,
Und, gleich der Schlange Lichtwehrs, beißet sie
Sich selber in den Schwanz und muß daher
Verrecken bei der Sonne Untergang.
Doch nicht die Schlange, nicht die Kröte nur,
Die jeder Biedermann verachtend flieht,

Auch mancher Zögling edler Wissenschaft
Verkennt den Werth der Poesie, und wähnt,
Zum Heil des Ganzen tauge er doch mehr,
Als Gerstenberg und Göthe. »Denn wie frommt,«
Spricht er, »der Dichter zu dem Heil des Staats?
Ist jeder, der des Landes Bürde trägt,
Nicht nützlicher, als er?« Ich sehe wohl,
Mein Freund, weil du die Meßkunst lehrst, und weil
Dein Vetter Urtheil im Gerichte spricht,
So dünkt ihr nützlicher, als Milton euch?
Seid also Milton vorzuzieh'n? nicht wahr?
Ihr lächelt, euer Lächeln sagt mir: ja!
So thut's mir weh für's menschliche Geschlecht,
Das blindlings tappte, tappt und tappen wird,
So lang' der eitlen Dichter Stimme schallt.
Doch eh' du ihm den Staar auf immer stichst,
So sinn' ihm nach, was du dabei gewinnst,
Wenn jeder nach dem Nutzen seiner Kunst
Geschätzet wird. Mein Herr Professor, Sie
Sind aller Ehren werth, das weiß ich wohl!
Auch Sie! Sie sprechen über Mein und Dein!
Doch wenn der Nutzen seiner Kunst, und nicht
Die Kraft des Geistes jedes Werth bestimmt,
So ist der Bäcker über Sie! so ist
Er über Newton. — »Nein, das ist er nicht,
Der Bäcker sind viel tausend, und wenn Hans
Nicht bäckt, so glühet Niklas Ofen doch.«
Sehr wohl gesprochen! aber meine Herr'n,
Der Ihren sind viel hundert, und wenn Sie
Dem Staate sich entzögen, nähme gleich
Ein and'res Mutterkind die Stellen ein.
Da liegt der Hund begraben, meine Herr'n!
Sie hätten über Mein und Dein so gut
Als er gesprochen, er so gut, wie Sie,
Das Feld gemessen, hätte nicht die Wahl
Der Ältern jedes Los bestimmt. Es fiel
Den Dichtern von dem Himmel selbst ihr Los,
Und fiel sehr Wenigen! ihr Wirkungskreis
Ist allgemein und dauernd ihre Kraft.
Kein Dichter lernte, was er ward, daher

Sein Ruhm, daher der Neid, der ihn verfolgt,
Weil des Gekränkten Eigenliebe nicht
Sich schmeichelt mit dem Troste: was er ist,
Das hätt' ich werden können, gleich als er.
Und nun sein Nutzen? groß ist seine Macht,
Der Menschen Geist, der Menschen Herz ist Wachs
In seiner warmen Hand. In kühnem Flug
Sucht er die Wahrheit auf und findet sie
Im Feuerhimmel an der Muse Hand,
Hoch über Sternen, welche Kepler sah.
Er senket in die graue Tiefe sich,
Und findet in geheimen Grotten sie,
Wo keines Philosophen Bleiwurf prüft,
Der auf des Zweifels wilden Wogen schwebt.
Den mühbelad'nen Menschen führet er
Die Göttin zu, und weigert sie sich, nackt
Zu kommen, hüllt er sie in Morgenroth,
Und gürtet mit der Iris Scherpe sie.
Er lockt die Thräne von der Jungfrau Blick,
Und lenket Ströme himmlischen Gefühls
In's Herz der Irdischen; er lehrt den Tod
Verachten, und den Helden bildet er.
Er thauet sanfte Freuden um sich her,
Und lehrt verschmähen, was nicht edel ist.
Ihn ehrt der wahre Philosoph, und er
Den wahren Philosophen; Hand in Hand
Geh'n Beide himmelan, und leuchten hell,
Den Sternen von Helenens Brüdern gleich,
Dem Pilger, der auf dunklen Fluthen schwebt.

F. L. G. v. Stolberg.

Zwei Episteln.

I.

Jetzt, da Jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.

Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, so bald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.
Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders, und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Über die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.
Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen.
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jener sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.
Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen, und Jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.
Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Zelt die Ilias herrlich dem Helden?
Höret nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.
Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm an's Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein And'rer
Dieser Gesellschaft jemals betrat, sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Säckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her, und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf, und hätte beinah' mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon, und suchte den Richter, man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
Also müss' es allen ergeh'n, die das heilige Gastrecht
Uns'rer Insel verletzen und unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge
Denn ihr habt Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,

Müsset ihr erst euch würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich vom Hause vertrieben.
O, so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter, du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeinde versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Über dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Uns'rer Sänger, zu seh'n die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest. —
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden und solche Schläge zu dulden.

II.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn, dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten, im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.
Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein And'rer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen,
Leicht die Öffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.

Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.
Laß der Andern die Küche zum Reich, da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die schnatternden Änten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch, und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.
Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist;
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und Jugend beglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich, und bevölk're dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig seitdem in weißer Arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsal.
Wahrlich wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Göthe.

F. L. G. v. Stolberg: Der Prüfstein. — Der zweite Rath.

3. Von dem eigentlichen Lehrgedichte.

Das Lehrgedicht, welches nichts weiter ist, als eine Sammlung von Lehrsprüchen und Bemerkungen in ein Sylbenmaß gebunden, verdient wohl nicht in die Reihe poetischer Kunstwerke aufgenommen zu werden. Soll sich dasselbe zu einer eigenthümlichen Dichtungsart erheben, so muß es eine poetische Darstellung einer Reihe von zusammenhängenden Wahrheiten und der durch selbe erregten Empfindungen sein, welche durch Einwirkung auf das Gefühlsvermögen des Lesers versinnlichet und mitgetheilet werden sollen. Dann erst gehört das Lehrgedicht der Poesie, und zwar der didactischen Poesie an; denn sein Zweck ist, Belehrung vermittelst Erregung poetischer Empfindungen zu ertheilen. Nähme man diesen eingeschränkten Begriff des Lehrgedichtes nicht an, so müßten die Gedächtnißverse, welche den Schüler das Geschlecht der Hauptwörter, oder die Quantität der Sylben lehren, auch hierher gerechnet werden. Auch wäre kein Unterschied zwischen dem Lehrgedichte und einer wissenschaftlichen Darstellung, wenn nicht durch jenes unmittelbar auf das Gefühl gewirkt, und dadurch Belehrung mittelbar bezwecket würde. In diesem Sinne sagt Jean Paul: »Reflexionen oder Kenntnisse werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten. — In der Dichtkunst ist jeder Gedanke der Nachbar eines Gefühls, und jede Gehirnkammer stößt an eine Herzkammer.«

Aus der aufgestellten Erklärung des Lehrgedichtes geht hervor, daß nicht jede Reihe von Wahrheiten sich zur poetischen Darstellung auf gleich vortheilhafte Weise eigne. Überhaupt sind alle Wissenschaften aus dem Kreise der Erfahrung für die Poesie weniger empfänglich, als jene Lehren, welche aus der Betrachtung des Unendlichen, das in uns und außer uns wohnt, und durch unsere Vernunft erkennbar wird, entstehen; daher

diese letzteren mit besonderem Erfolge in die Form des Lehrgedichtes gekleidet werden können. Da aber doch oftmals Gegenstände des Wissens, deren Kreis durch die Erfahrung begränzt ist, zu Stoffen des Lehrgedichtes genommen wurden, so kann man mit Clodius eine höhere und eine niedere Gattung des Lehrgedichtes unterscheiden.

Das höhere Lehrgedicht

umfaßt also alle jene didactischen Dichtungen größeren Umfangs, welche Gegenstände des Wissens, die auf das Übersinnliche Bezug haben, behandeln. Alles, was die Menschheit erhebt zu ihrer eigenthümlichen Würde, was sie fähig macht, ihrem erhabenen Berufe nachzustreben, ist Gegenstand des höheren Lehrgedichtes.

Die Empfindungen, welche aus der Betrachtung über die menschliche Seele entstehen, sind gewiß der dichterischen Erhebung fähig und würdig. Wenn daher psychologische Wahrheiten, aus Erfahrungen, Schlüssen und Muthmaßungen gebildet, in das Licht des poetischen Glanzes träten, und durch dichterische Fiction (sinnliche) Gewißheit bekämen, wenn der Dichter mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die Höhen und Tiefen, die Stärke und Güte des reinen menschlichen Herzens uns schilderte: würde durch diese Einwirkung auf das Gemüth des Lesers manche Lehre nicht eindringlicher gemacht werden können, als durch kalte, verständige Begründung ihrer Wahrheit? *) Auf wirksame Weise ließen sich die mannigfachen Äußerungen und Eigenschaften der Seele und jene göttlichen Mittel in poetischer Form darstellen, welche uns zur Erreichung unserer einstigen Bestimmung gegeben sind. Daß derlei Stoffe für das Lehrgedicht die passendsten und eigentlich poetischen seien, hat schon Herder kräftig ausgesprochen; aber seine Stimme erweckte leider nur Wenige, welche diesen noch ungeebneten Pfad der Dichtkunst betraten. Denn außer Haller's, Uzens und

*) Vgl. Herder: Vom Lukrez. Gedichte.

Dusch's didactischen Gedichten, Tiedge's Urania, Schiller's Spaziergang und Künstlern, und Keller's Bearbeitung des französischen Gedichtes, die Religion, vom jüngeren Racine, besitzen die Deutschen nichts, das in dem Gebiete des höheren Lehrgedichts eine ruhmvolle Stelle einnehmen könnte; weil, wenn auch manche andere didactische Gedichte dem Stoffe nach zu dieser Classe gerechnet werden möchten, die Durchführung und Anwendung desselben sie nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. So ermangelt z. B. Lichtwehr's Recht der Vernunft zu sehr der poetischen Darstellung, um hier eingereihet werden zu können.

Die stilistische Form muß dem erhabenen Stoffe des höheren Lehrgedichtes angemessen sein. Würde der Darstellung ist in jeder Rücksicht hier ein unerläßliches Erforderniß, so wie eine gewisse edle Einfalt, welche jeden überflüssigen Schmuck der Rede verschmäht, durch den Inhalt schon bedingt wird.

Beispiele des höheren Lehrgedichtes:

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!
Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlaß'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,

Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniß der erhab'nen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen ließ,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand,
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand';
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt,
Eh vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?
Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,

Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie versteh'n;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen geh'n. —
Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand. —
Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben
Der Freiheit süßes Recht zurück. —
Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte, zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund' um sich vereint!

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhab'ne Geisterwelt
Paar't ihr der Menschheit erste Stufe! —
Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freundlich dienen —
Ein unermess'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sclavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur. —
Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leicht schwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Wink's verfehlen,
Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach,
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr in Sand — in Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust. —

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund, in Werken eurer Hand.
Die Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haferrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede. —
Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite, höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe stimmt voran. —
Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran,
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum ersten Mal genießt der Geist;
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden. —

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie schöne Seele los,
Durch euch entfesselt, sprang der Sclave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde. —
Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe
Daß von des Sinnes nieder'm Triebe
Der Liebe beff'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund. —
Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie;
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten
Dem großen Wesen gleich zu sein.

Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen. —
Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instincte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheid nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumeniden-Chor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Los des Todes aus dem Lied;
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Lös't eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf!
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf. —
Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen,
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht:
Da stürztet ihr euch ohne Leben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseit der Urne wieder an:
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Castor angelehnt, ein blühend Pollux-Bild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt. —
Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.

Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringes Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovis-Bild
Im Tempel zu Olympia sich neigen. —
Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm gelieh'n;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüber zieh'n,
In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie. —
In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit gold'ner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn.
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,

Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonien-Bach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriss' in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonien-Meere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick' in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit. —
Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehr'nem Zepter ihm gebeut,
Dieß dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen! —
Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Äther, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,

Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung munt're Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte
Die unerweichte Parze vor,
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch! —
Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle,
Zwei Mal verjüngte sich die Zeit,
Zwei Mal von Samen, die ihr ausgestreut. —
Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen
Und über Sclaven sprach jetzt Menschenrecht,

Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit inn'rer, hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück. —
Wenn auf des Denkens frei geseb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit nieder'm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt;
Und neben dem geträumten Throne
Die Kunst den ersten Sclavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt'.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur. —
Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeß'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, im milden Abendschein,
Das malerische Thal — auf ein Mal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're, schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreis't,
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonien=Spiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,

Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden;
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe;
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, reine Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten. —
Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania;
So schneller nur von ihr erhaschet,
Je schöner er von ihr gefloh'n!
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
In Jovis Tochter sich verklärte. —
Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie! —
Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange,

Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr. —
Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um and'rer Kronen buhlet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß' der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wenn sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Schiller.

F. v. Schiller: Der Spaziergang.

Aus Ch. A. Tiedge's Urania: I. Gesang. — II. Gesang, von: »Freund es ist Nacht« bis Ende. — IV. Gesang, von: »Nur was der Erd' entsteigt, verdorrt,« bis Ende. — V. Gesang, von: »Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren« bis Ende. — VI. Gesang, von: »Mit den Träumen eines Sehnens« bis: »Sich in's Reich der Tugend auf.«

Aus v. Keller's Bearbeitung des französ. Gedichtes: die Religion vom jüngeren Racine: I. Gesang, v 519—605. III. Gesang, v. 189—274. V. Gesang, v. 1—74. VI. Gesang, v. 1025 bis Ende.

Das niedere Lehrgedicht

ist dasjenige, welches die poetische Darstellung irgend einer Kunst oder Wissenschaft, deren Sphäre durch Erfahrung oder Anwendung bestimmt wird, zum Gegenstande hat. Schon die alten römischen Dichter brachten die Regeln der Dichtkunst, des Ackerbaues u. d. gl. in Verse; später sang man über Garten-, Zeichenkunst, Malerei und über mehreres Andere; man schien darauf auszugehen, den am wenigsten zugänglichen Stoff in ein poetisches Gewand zu hüllen, und so nach Jean Paul's Ausspruch den zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldflitter eingewickelt, zuzuzählen. Daß derlei Lehrgedichte sich selten und immer nur zum Theile zur eigentlichen Poesie erheben konnten, geht aus den obigen Voraussetzungen hervor; ja es scheint, daß die häufige Erscheinung der niedern Gattung des Lehrgedichtes in der Literatur einer Nation, eher auf den Verfall, als auf die Ausbildung ihrer Dichtkunst hindeute, weil die Mischung von Reflexion und Empfindung zu gewaltsam und daher zu wenig natürlich erscheinet.

Man könnte überhaupt fragen: Fügen sich auch Wissenschaft und Dichtkunst? Ist zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Wasser und Feuer nicht ein ewiger Streit? Keinesweges; denn ist Dichtkunst die reinste vollste Darstellung der Wahrheit überhaupt, so muß sie jede Wahrheit darstellen können, nicht nur in den kräftigsten Worten, sondern auch in ihrem tiefsten Grunde, mit innigster Zusammenstimmung und Wirkung. Ja die stärkste, reinste Aussprache der Wahrheit wird ihrer Natur nach allenthalben Dichtkunst und durch Einwirkung auf das Gefühl erhebt sich bis zur lyrischen Poesie die philosophische Wahrheit *). Das niedere Lehrgedicht wird insbesondere um so glücklicher hervortreten, als jene angedeutete Spaltung zwischen den Functionen des Verstandes und der Fantasie ausgeglichen ist und beide in einander verschmolzen

*) Vergl. Herder a. a. O.

werden, woraus zugleich der Grund hervorgeht, aus welchem wir auch in dieser Gattung des Lehrgedichtes nur wenige treffliche Muster aufzuzählen im Stande sind. Diese sind: Neubeck's Gesundbrunnen und Enk's Blumen; außer diesen verdienen noch Erwähnung: Schiebeler's Poetik des Herzens, A. Schreiber's Malerei und C. Schreiber's Harmonie, oder das Reich der Töne.

Beispiele des niederen Lehrgedichtes:

Bruchstücke aus dem didactischen Gedichte: Die Blumen.

I.

Ges. I. V. 280 — 418.

Noch Vieles fehlt, mein Freund, wofern dein Garten
Verdienen soll des schönen Thales Namen,
Worin Latonens goldgelockter Sohn
Der flücht'gen Spur der scheuen Daphne folgte.
Dort schmückten Blumen — doch nicht Blumen nur —
Den Wiesenteppich; blühende Gebüsche,
In lieblicher Verwirrung hingestreut,
Und Schattengänge, kühle Grotten luden,
Beim Frühlingslied der Nachtigall, die Liebe
Zu süßer Schwärmerei, zu heiter'm Sinnen
Die Weisheit ein. Mit sanftem Murmeln floß
Ein klarer Bach hier über Kiesel hin,
Entsprudelte dort frisch bemoosten Felsen
Die Silberquelle. Hier winkt' unter Pappeln
Ein Rasensitz dem Wandelnden, dort luden
Platanen gastlich ihn zum Laubdach ein;
Und blüh'nde Lorbeerbüsche zogen sich
In sanften Windungen an Hügeln fort,
Auf welchen, frisch begränzt, die hohen Tempel
Der Götter schimmerten, die liebend einst
In dieser Haine Schatten Hand in Hand
Mit Pyrrha's Töchtern wandelten.
Was reizvoll die Natur dort bildete, das ahme
Mit weiser Ansicht nach, daß als Natur, gleich fern
Von Prunk und Tändelei, die Kunst erscheine.

Um freie, frische Rasenplätze mögen
In sanften Krümmungen sich Schattengänge
Von Sträuchern zieh'n, die theils das Vaterland
Erzeugt; theils liebe Gäst' aus fernen Zonen
Mit off'nem Arm' in seinem Schooß' empfing.
Hier blühe, wenn der Frühling sich
In frischem Reiz erneut, der traute Fliederbaum,
Der Rosenholder und der possenhafte
Perückenstrauch, gesellt zu pontischen
Azalien, und dem krausen Wollenbusch.
Die herrlich prangende Korallenzinke
Verschmäh' die Nachbarschaft des Flötenbaums,
Der Alpenrosenstrauch die biedere
Cornelle nicht; die, wenn noch kaum der Schnee
Vom Felde schmilzt, schon emsig tausend Sterne
Aus allen Knospen treibt. Bescheidenes Verdienst
Verachte mir an Baum, und Strauch, und Blume
So wenig, als an Menschen. Mächtig reizt
Am Tulpenbaum der Blätter reiner Schmelz,
Der Blüthen Farbenpracht des Gartenfreundes
Bewunderung; allein darum verschmäht er doch
Die wackern Ulmen nicht, er schätzet, traun,
Den edlen Lärchenbaum, die stachlichten
Akazien nicht gering. In malerischen Gruppen
Vertheilt er glatte Birken, schwanke Pappeln,
Duftreiche Linden, Platanen,
Den Silberahorn und den Sorbenbaum,
Der, wenn der Herbst schon jeden Kranz bezupft,
Voll glänzender Korallensträuße hängt.
Mit Vögeln jeder Art bevölkere
Den neugeschaff'nen Hain. Der braune Hänfling
Bewohn' ihn gern; von Baum zu Baume schwinge
Der bunte Stieglitz und der muntre Zeisig sich;
Von dichtem Laub verborgen, mag
Im rothen Mäntelchen der Dompfaff pfeifen,
Der scheue Fink aus voller Kehle schmettern,
Und laut ihr drollig Lied die Amsel singen.
Mit leichter Müh' gewinnt der kleinen Sänger
Vertrau'n, wer freundlich jede Störung

Des Übermuths von ihnen ferne hält,
Und täglich ihnen Futter streut.
Mit reizendem Gesang beleben sie dafür
Den anmuthsvollen Hain. Am frühsten Morgen
Erfüllt ihr Jubel ihn, es lockt ihr Lied
Am Abend holde Fantasien herbei. —
O drei Mal Glücklicher! der, hohe Musen,
Sich eures Lächelns freut; sein Leben gleitet,
Ein heller Bach sanft unter Blumen hin;
Sein Ohr vernimmt des niedern Erdenlebens
Verworr'nes Brausen nicht; es trinkt
Der Sphären Harmonie. Die wilde Woge
Der Leidenschaft empört nicht seine Brust,
Wo Ruhe heiliger Begeist'rung wohnt.
Mit weichem Arm' umfängt die Freundschaft,
Geleitest, heit're Weisheit! du den Jünger
Auf seiner Bahn. Den vollen Blüthenkranz
Schuldloser Freuden drückt am Ziel
Erinnerung ihm auf die freie Stirne,
Und, sanft von ihr gefächelt, schlummert er
Im Schooß' der Hoffnung höherer Vollendung,
Dem Säugling gleich im Schooß' der Mutter, ein.
Mit heißer Inbrunst hab' auch ich, ihr Göttinnen!
Von Jugend auf mich eurem Dienst geweiht;
Und was das Leben mir an Freuden gab —
Nur wenig war es — euch verdank' ich es!
Euch dank' ich es, daß harter Druck,
Daß feige Tücke nicht zu nieder'm Streben
Den freien Geist herabzuzieh'n vermochten,
Daß fest in meiner Brust der Glaube steht —
Und nur mit meinem Leben soll er schwinden —
Es ist kein Traumbild, was vor uns'rer Seele
In Stunden höherer Begeist'rung schwebt;
Es ist: vom Himmel stammt es her und trägt
Auf seinem Flug zum Himmel uns empor! —
Darum! was auch ein feindlich Schicksal mir
Mißgönnen, wohl auch noch mir rauben mag:
Nur Eines bleibe mir — die Liebe
Zu euch; der offne Sinn für deinen Reiz, Natur!

Und stets ein Herz, nicht unempfänglich
Der sanften Regungen des Mitgefühls.
Nicht elend ist, wer, weig're gleich das Glück
Ihm Alles, solch ein Herz im Busen trägt,
Er neidet um den hohen Marmorsal
Den Reichen, um des Purpurmantels Schmuck
Den König nicht; ihn reizt des Höflings Stolz
Auf Fürstengunst, so wenig, als der Lorbeer
Mit Blut begossen. Kindlich ruhet er
Im kühlen Hain' am Busen der Natur.
Da fühlt er sich beglückt und frei, und sinnt
Mit heit'rer Ruh' dem ernsten Räthsel
Des Lebens nach. Mitfühlend trocknet er
Die fremde Thräne; wo von Freude
Ein Auge glänzt, glänzt auch das seinige;
Und treu bewahrt er jede Blüthe
Der Menschlichkeit im reinen Busen
Vor starrer Selbstsucht kaltem Todeshauch'.

II.

Ges. I. V. 510—589.

Germanien! wohl mir daß mit edlem Stolz' ich
Mein Vaterland dich nennen darf.
Dich hat zum Liebling sich der Himmel auserseh'n,
Und reich mit Tugenden, mit edlen Gaben
Vor deinen Schwestern dich geschmückt.
Mit immer gleicher Milde sieht
Sein Blick auf dich herab. Auf deinen Fluren hat
Auf sein Geheiß der Überfluß
Das volle Segenshorn geleert.
Unübersehbar rauscht in gold'nen Wogen
Um Rebenhügel hier die Saat; blüht dort
Mit Heerden übersä't die nahrungsreiche Trift.
Pomonens Segen füllt der Thäler Schooß,
Der Wälder köstliches Gewild, die blauen See'n
Der Fische fröhliches Gewühl.
In stiller Größe strömt der Ister
Dem Meer' die stolzen Wogen zu,
Erstaunt auf seinem weiten Lauf
Nur reiche Städte, jubelvolle Dörfer,

Beglückte Völker nur zu schau'n,
Die froh der Früchte sich des eig'nen Fleißes freuen,
Und dankerfüllt die milden Herrscher preisen.
In stolzer Kraft blüh'n deine Jünglinge,
In holder Anmuth deine Frau'n;
Aus ihrem sanften Auge spricht
Ein hoher Sinn; der reinen Liebe schlägt,
Der Treue nur ihr Herz, nur dir, dem Vaterland!
Und wohl verdienst du es, von deinen Kindern
Geliebt zu sein. Im hellsten Licht' verklärt
Vor allen Völkern sich dein Ruhm, denn jeden Kranz,
Wornach ein edles Volk zu streben wagt,
Errangest du, und jeden neuen Tag
Umblüht er glänzender die Stirne dir.
Am hochgewölbten Dom des Himmels flammen
In Sternenschrift die Thaten deiner Fürsten,
Des ritterlichen Heinrichs und Rudolphs
Des Biederen, des zweiten Fridrichs,
Des ersten Maximilians, und Carls,
Der mächtig herrschend zweien Welten
Gebot. Dort glänzt der Name
Theresiens, die jeder Freund im Kampfe,
Nur nicht ihr tapf'res Herz verließ,
Und ihres Sohnes, der die Menschheit schätzte —
Dort hat auch Deine Thaten, Franz!
Mit frommen Dank' die Liebe deiner Völker
Mit staunender Bewund'rung hingezeichnet;
Von dorther flammen sie dem späten Enkel noch
Vertrau'n auf Gott, unwandelbaren Muth,
Gerechtigkeit und Menschlichkeit in's Herz.
Sein Wohl erflehe dir vom Himmel,
Germanien! Ihn nenne Fürst und Vater!
Er hat mit fester Hand im Sturme dich erhalten,
Er ist dein Schild, dein Hort, in Seiner Liebe,
In Seiner Weisheit kannst du sicher ruh'n. —
Und nicht die Thaten deiner Fürsten flechten
Allein den Strahlenkranz dir um die freie Stirne:
Noch and're Kränze haben deine Weisen,
Hat deiner Dichter heilige
Begeist'rung dir geweiht. Im stolzen Fluge trägt

Ein weißer Schwan mit rauschendem Gefieder
Zum Tempel der Unsterblichkeit sie hin.
Dort blüh'n sie fort in ewig frischer Fülle,
Ein Denkmal deines Werths, und laut verkünden sie
Den kommenden Geschlechtern deinen Ruhm.
Doch schöner schmückt, als diese Kränze, dich
Der Eichenkranz, den deiner Bürger Tugend,
Der hohe Muth, die bied're Treue,
Der feste Sinn, der unerschüttert
An Gott, und Vaterland, und Wahrheit hält,
Um deine Stirn gewunden. Herrlicher
Hat keine deiner Nebenbuhlerinnen
Ein Kranz geschmückt! Vergebens strebt
Der Übermuth, ihn dir vom Haupt zu zieh'n;
Er wanket nicht! die Vorsicht selbst
Bewahrt ihn dir; ihr Willen ist's, er soll
Dir unverwelklich um die Schläfe grünen! —

III.

Ges. III. V. 253—346.

Dich Rose, Liebling zarter Frau'n!
Begrüßt mein Lied als Königin der Blumen;
Denn keine deiner Schwestern darf
An Reiz und Anmuth sich mit dir vergleichen.
Wenn deine Knospe sich, vom ersten Strahl des Morgens
Getroffen, öffnet, reich die Fülle
Der sanft gefärbten Blätter ihr entquillt
Und rings umher den süßen Duft verhaucht:
Dann beugen willig sich dir alle Blumen
Und grüßen freudig ihre Fürstin dich,
Dann, Herrliche! gewinnt dein Zauberreiz
Dir jedes Herz, und unersättlich hängt
Dann jedes Auge, still entzückt, an dir.
Einst waren alle Rosen weiß,
Und Cypris Blut' allein verdanken sie
Ihr sanftes Roth. Verzweiflungsvoll durchfliegt
Die Göttin, als den heiß geliebten Freund
Ein Eber ihr getödtet, Paphos Hain.
Sie fühlt die Dornen nicht, die grausam ihren Fuß
Verletzen, fühlt nur seiner Wunden Schmerz,

Und eilt mit lautem Klaggeschrei
Zur Leiche des entseelten Lieblings hin.
Besprengt von ihrem Blute glüht seither
Im sanften Schimmer holder Scham
Die Centifolie; in dunklem Purpur prangt
Die Seidenrose; leuchtet hell
Die Damascenerin; und mild wie Abendgluth
Die, welche schön vor allen ihren Schwestern,
In moosigtem Gewande glänzt.
Sie halt' ich höher, als die Königrose
Und jene selbst die Zimmtgeruch verhaucht,
Denn ihr allein verdankt mein Florio sein Glück.
Er liebte hoffnungslos schon lange Zeit
Ein Mädchen, das an Reichthum und Geburt
Weit über ihn erhaben war. Arbella kennt
Des Jünglings Leidenschaft und treibt
Mit mädchenhaftem Übermuth
Damit ihr Spiel. Sie liebt ihn zwar; allein
Noch ohne daß sie sich's gestehen will.
Noch immer kämpft der Stolz mit ihrer Liebe;
Obgleich ihr Vater, frei von Vorurtheil,
Den edlen Jüngling, der mit frommer Zärtlichkeit
An seiner Mutter hängt, und ihr durch seinen Fleiß
Ein frohes Alter schafft, zum Eidam wünscht.
Ein Zufall führt einst Abends Arabellen
Mit ihrem Vater in den kleinen Garten
Des jungen Mannes, wo sein kluger Fleiß
Mit selt'nem Glück die schönsten Blumen zog.
Bestürzt empfängt er die Geliebte, führt
In seinem Tempe sie herum und bietet ihr
Mit schüchterner Bescheidenheit
Die schönsten Blumen an. Umsonst; das stolze Mädchen
Verschmäht sie alle. Tief gekränkt
Verbirgt er seinen Schmerz. Schon nah'n die theuren Gäste
Dem Ausgang sich, da sieht an einem Fenster
Arbella eine Rose glüh'n,
Um deren Stengel rings ein grüner Flaum sich flicht.
Der Blume wunderbarer Reiz
Erregt Arbellens Wunsch. Noch zaudert sie; — —
Allein die Blume ist zu schön;

Sie wendet freundlich sich zu Florio —
Die, spricht sie, gib mir; die hier nehm' ich an.
Bestürzt senkt Florio den Blick und schweigt.
Die, spricht er endlich, kann ich dir nicht geben;
Verzeih es mir! Nimm alle meine Blumen —
— O daß ich mehr als Blumen bieten könnte —
Mit Freuden gäb' ich sie. Doch diese Rose
Ist meiner guten Mutter Freude;
Sie stammt von jenem Stock' noch her, den einst
Mein Vater ihr zum Brautgeschenke gab.
Schwer würd' es sie betrüben, wenn ich sie
Verschenkte; das — vermag ich nicht. —
Die Mutter, die, von einer nahen Hecke
Verborgen, das Gespräch mit angehört,
Tritt jetzt hervor, und drückt mit stummen Thränen
Den Sohn an ihre Brust. Gerührt blickt Arabella
Mit feuchtem Aug' den Vater an. Er winkt
Ihr bittend zu, und, rasch entschlossen,
Ergreift sie jetzt des jungen Mannes Hand.
Vergib mir, Guter! spricht sie, wenn ich dich
Durch Leichtsinn kränkte; nie hab' ich dein Herz verkannt.
Nimm Herz und Hand jetzt zur Versöhnung an:
Ich geb' sie beide dir mit froher Hoffnung hin —
Ein guter Sohn wird auch ein guter Gatte sein. —
Wer malt das Glück der Liebenden?
Noch immer blüht es fort, seit Arabellen
Die Mutter segnend jene Rose
In ihren Brautkranz wand. Noch immer blüh'n
Von jenem theuren Stock' in seinem Garten
Mit jedem Jahr' die schönsten Rosen ihm.
Auf and're Rosenstöcke setzt
Er ihre Augen; mächtig schießen sie
In kräft'gem Wuchs empor, und tausend Blumen nicken
Nach wenig Jahren ihm vom hohen Stamme zu.

M. Enk.

Aus V. W. Neubeck's Gesundbrunnen: Ges. I. »Südwärts über der Stadt« — »aus unerschöpflichen Urnen.« Ges. II. »Meld', o Muse, des Bades Entdeckung« — »das Öhl des Lebens verzehret.« Ges. III. »Wenn du zu kosten begehrst« — »in die Heimat begleiten.«

Nach ihrer Tendenz könnte man noch eine Gattung von Oden, die philosophischen, der didactischen Poesie zuzählen. Da sie aber, eben weil sie Oden sind, in das Gebiet der rein lyrischen und nicht der elegischen Dichtungen gehören, so wird von ihnen erst in der Folge gesprochen werden.

II. Rein lyrische Poesie.

Unter rein lyrischer Poesie verstehen wir nach der schon angegebenen Eintheilung jede Darstellung eines durch die Gegenwart in dem Gemüthe des Dichters erregten, poetischen Gefühles. Alles, was von der lyrischen Poesie überhaupt angeführt wurde, ist vorzugsweise auf die rein lyrischen Dichtungsarten anzuwenden. Die einzelnen Gattungen lassen sich am bequemsten unter drei Gesichtspuncte bringen, wenn man 1) die Ode und ihre besonderen Arten, 2) das Lied mit seinen Abtheilungen, und endlich 3) einige andere, von der Ode und dem Liede verschiedene, lyrische Formen in nähere Betrachtung zieht. Indessen kann man nicht läugnen, daß diese Eintheilung wohl rücksichtlich der äußeren Form und vielleicht auch des Grades der auszudrückenden Empfindung Statt haben kann; niemals aber einen, in dem Inhalt der Gedichte gegründeten, wesentlichen Unterschied jener Gattungen von einander bezeichnet.

1. Von der Ode und ihren besonderen Arten.

Nach der wörtlichen Bedeutung ist die Ode (ᾠδή) jedes lyrische Gedicht, welches sich zum Gesange eignet. In diesem weiteren Sinne ist auch das Lied und überhaupt jedes rein lyrische Gedicht unter der Benennung: Ode, begriffen. In späteren Zeiten hat man aber das Lied von der Ode getrennt

und man versteht nun unter der letzteren jedes Gedicht, welches nur erhabene Gefühle des Muths oder Unmuths, die durch die Gegenwart erregt wurden, im höchsten Schwunge der Begeisterung mittheilt *). Alles Hohe, das die Menschenbrust bewegt, kann daher Gegenstand der Ode sein. Dieser hohe Stoff wird auch angedeutet durch die mannigfachste Verschiedenheit der metrischen Formen, durch kühne Bilder und Wendungen der Sprache und durch ungehemmten Schwung der Ideen. Der Gemüthszustand des schaffenden Dichters ist es, welcher vorzugsweise in der Ode geschildert wird, und daher geschieht es, daß man in der Ode oftmals die geordnete Folge der Gedanken vermißt, welche zur vollständigen (pragmatischen) Deutlichkeit erforderlich wären, und vielmehr allein den Eindruck wahrnimmt, welchen der wirkende Gegenstand auf die Seele des Dichters verursachte. Indessen folgt daraus noch keineswegs, daß der poetische Flug der Ode ganz regellos sein müsse. Wenn auch in der Ode die poetische Begeisterung am wirksamsten hervortreten soll, so darf doch in derselben eine gewisse höhere, wenn auch verborgene Ordnung niemals vernachlässigt werden. Diese Ordnung, welche nicht eben die logische, oder historische nach Zeit und Raum sein muß, könnte man die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft nennen, und in dieser Rücksicht ist nur jenes Gedicht, welches »eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen,« im höchsten Wohlklange der Sprache darstellt, eine Ode zu nennen **). Die Mittelbegriffe, welche die Glieder des Gedichtes mit einander verbinden, aber selbst nicht einen gleich lebhaften Eindruck erregen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt.

*) Pölitz nennt die Ode etwas unbestimmt, den Ausdruck der höchsten subjectiven Bewegung eines endlichen Geistes.

**) Vergl. Herder: Über die Horaz. Ode.

Nach dem aufgestellten Begriffe der Ode sind nur erhabene Gefühle, solche nämlich, welche den Gedanken an das Übersinnliche erwecken, im vollendeten Ausdrucke dargestellt, Gegenstand der Ode. Diese beiden Erfordernisse, Erhabenheit des Stoffs und angemessene Form, sind so wesentlich, daß prunkende Worte über einen unbedeutenden Gegenstand eben so wenig eine Ode zu nennen sind, als der würdigste Stoff, wenn nicht die Empfindung, welche er erregte, in erhebendem Ausdrucke mitgetheilt wurde, durch seine Erhabenheit allein schon zur Ode wird. Auf diese Weise müssen manche Gedichte aus dem Gebiete der eigentlichen Ode verwiesen werden, welche im Versmaße derselben, andere als jene höheren Empfindungen ausdrücken; so wie wieder ohne alle metrische Form keine Ode denkbar ist, wenn jene auch nach den verschiedenen Arten der mitzutheilenden Empfindungen in großer Mannigfaltigkeit bald freier, bald gebundener erscheinet. Daß endlich die gesuchte Unordnung der Gedanken und die absichtliche Unvollständigkeit der gehäuften Bilder, so wie die kalte planmäßige Reflexion, mit welcher das Gedicht vom berechnenden Verstande entworfen wird, wegen der durchaus mangelnden Begeisterung, keine Ode zu schaffen vermag, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Ein ferneres, vorzügliches Erforderniß jeder Ode ist gedrungene Kürze. Die Äußerung eines stark bewegten Gemüthes, kann, wie die Bewegung selbst, nie lange währen, ohne im hohen Grade zu ermatten. Dagegen muß aber die Empfindung kräftig geäußert werden. In reicher Fülle müssen die Bilder erscheinen, welche die erregte Empfindung zur lebendigen Anschauung bringen sollen. Eine nothwendige Folge der Kürze ist aber, daß die deutliche Ausführung der Bilder, gleich dem klaren Zusammenhange der Gedanken in der Ode nicht so strenge gefordert werden darf. Dadurch wird aber nicht die Dunkelheit als nothwendige Eigenschaft der Ode begründet; ja es ist vielmehr jenes Gefühl, welches die Begeisterung so sehr erhöht, daß dadurch die, bei jedem Werke des Stils nothwendige Besonnenheit gänzlich aufgehoben wird,

kein poetisches mehr, und daher kein Gegenstand der Ode. In der gedrängten Darstellung kühner, in das Innerste der Natur des Geistes eingreifender Gedanken besteht der lyrische Schwung der Ode, welcher diese Dichtungsart vorzüglich charakterisirt.

Die verschiedenen Arten der Versmaße, in welchen Oden geschrieben werden können, sind so zahlreich und noch ferner einer so unendlichen Vervielfältigung fähig, daß, sie nur einiger Maßen erschöpfend anzugeben, nicht möglich ist. Die vorzüglichsten, deren sich die deutschen Dichter bisher bedienten, sind den alten griechischen und römischen nachgebildet, und in Dr. G. F. Grotefend's Anfangsgründen der deutschen Prosodie §. 74 — 79 angeführt.

Man hat die Gattungen der Ode auf vielfache Weise einzutheilen gesucht; indessen wurde wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der poetischen Empfindungen, die durch die Ode ausgedrückt werden können, bis jetzt noch kein Eintheilungsgrund gefunden, nach welchem man dieselben vollständig einzureihen im Stande wäre. Bouterweck zeichnet unter den vorhandenen Oden drei Gattungen nach den Schriftstellern, welchen sie ihr Entstehen verdanken, als vorzüglich bedeutend aus: die Pindarische, deren Haupt-Charakter energischer Schwung (lyrische Kraft); die Horazische, welche sich durch Anmuth auszeichnet, und die Klopstockische, die beide Merkmale zu vereinigen sucht und sich dem Charakter des Hymnus annähert. Zur ersteren Gattung gehören vorzüglich die Dithyramben, zur zweiten die sogenannten philosophischen Oden.

Prof. Wendt zu Leipzig hat am glücklichsten die Oden nach ihrem Inhalte eingetheilt, indem er zwei Hauptgattungen, die religiöse und die weltliche Ode annimmt. Die erstere ist der lyrische Hymnus. Durch den Dithyrambus wird der Übergang zur weltlichen Ode gebildet, indem diese Form Merkmale von beiden Hauptgattungen an sich hat. Die weltliche Ode begreift in sich: a) die heroische Ode als Darstellung der Gefühle, die durch das höhere, der Gottheit

am nächsten kommende in der Menschheit erregt wurden. An diese reiht sich b) die didactische Ode, deren wir schon bei Gelegenheit, als von der didactischen Poesie die Rede war, erwähnten, und welche wieder in die sogenannte philosophische und in die satyrische Ode zerfällt. Am Schlusse kommen noch jene Oden zu besprechen, in welchen Gefühle, die durch besondere Ereignisse im Reiche der Natur, oder der Zeitgeschichte, entstanden, dargestellet werden, und welche zur Classe der Gelegenheitsgedichte gehören. Wir wollen in der Behandlung der einzelnen Gattungen der Oden diese Ordnung beobachten.

Von dem Hymnus.

Der Hymnus in weiterer Bedeutung ist jeder Lobgesang auf die Gottheit; im engeren Sinn bezeichnet man damit jene Ode, in welcher Gefühle, die aus der Betrachtung des Unendlichen, seiner Eigenschaften und Wirkungen entstehen, im lyrischen Schwunge mitgetheilt werden. Was rücksichtlich der Eigenschaften und Erfordernisse desselben zu bemerken ist, ist im allgemeinen Theile schon angeführt worden. Bei den Griechen wurden die Hymnen mit Musik- und Tanz-Begleitung bei feierlichen Festen abgesungen, und erhielten nach den verschiedenen Gottheiten, zu deren Ehre sie gedichtet waren, verschiedene Namen, z. B. Pallas Athene von Proklus, übertragen von Herder; so auch fünf Hymnen; Hymne an die Nemesis. Anfangs enthielten sie Mythen, welche die Thaten der Götter erzählten; dieß war der epische (homerische) Hymnus, welcher nicht hierher gehört; später aber waren sie bloß Ausdruck der erregten Gefühle, gewöhnlich in der Form einer Apostrophe, an die besungene Gottheit gerichtet, und diese Gedichte allein sind die lyrischen Hymnen, wie z. B. jene des Kallimachus, Pindar u. s. w. So vorzüglich die Überreste sind, welche wir von den Griechen in dieser Dichtungsart besitzen, so muß man doch gestehen, daß viele Psalmen der Hebräer an Tiefe und Erhabenheit jene noch übertreffen. Im Mittelalter entstanden, größten Theils in la-

teinischer Sprache, jene trefflichen Kirchenlieder, welche man füglich zu den christlichen Hymnen rechnen kann. Sie sprechen sämmtlich das Gefühl des menschlichen Geistes zu seinem unsichtbaren Vater in einfachen, höchst poetischen Weisen aus. Die Hymnen, welche wir von neuern deutschen Dichtern besitzen, stehen hinter den schon angeführten der Griechen, der Hebräer und des Mittelalters weit zurück. Die vorzüglichsten Dichter der Deutschen sind in dieser Odengattung: Klopstock, Denis, Kretschmann, Uz, Cramer, Herder, Stolberg, Voß, Kosegarten u. s. w.

Beispiele von Hymnen:

Preis des Höchsten.

Wer sollte dich, o Gott, dich, Ewiger, nicht preisen,
Um dessen gold'nen Thron unsterblich Lob erschallt,
Der ganzen Schöpfung Lob, das in unzählbar'n Weisen,
Von tausend Welten wiederhallt?

O Schöpfer, hör' auch mich von deiner Güte lallen!
Was wär' ich, dein Geschöpf, erhieltest du mich nicht?
Ich wäre schon vorlängst, wie mürber Thon zerfallen,
Der in des Töpfers Händen bricht.

Was unser Gott gemacht, das will er auch erhalten;
Er wacht für seine Welt; er, er vermag allein,
Was seine Güte schuf, mit Weisheit zu verwalten;
Gott wacht — wie ruhig kann ich sein!

Mehr Gutes fließt uns zu von seinen milden Händen,
Als Böses uns verfolgt, und Gutes vor uns flieht;
Ach! daß die Sterblichen ihr stolzes Nichts empfänden!
Vom Herrn geschiehet, was geschieht.

Mit Nacht bekleidet flieht von Gottes lichtem Throne
Das ernste Schicksal aus, und ist ihm unterthan;
Er macht, was ihm gefällt, aus dem beseelten Thone;
Sein Rathschluß ist nicht unser Wahn.

Die Tage gleiten hin, und Jahre folgen Jahren;
Er spricht, so kommen sie, sie fliehen, wenn er winkt,
Und müssen wechselnd sich mit Glück und Unglück paaren,
Wie's ihm, dem Herrn, am besten dünkt.

Er zürnt — ihr Sünder bebt! er kommt in schnellen Wettern;
Die rothen Blitze glüh'n in seiner starken Hand.
Der Höchste macht sich auf, die Stolzen zu zerschmettern,
Und legt ihr Leben in den Sand.

Von Zwietracht angeführt, würgt über tausend Leichen
Der blutbespritzte Krieg, wenn ihm die Rache ruft.
Der Hunger ächzt ihm nach; die Flügel fauler Seuchen
Vergiften die geschwärzte Luft.

Doch wenn Gott gnädig ist, erheitern sich die Zeiten;
Dann scherzt auf sich'rer Flur der Friede, der entwich.
Bekränzt mit Blumen, geht ihm Überfluß zur Seiten,
Und alles lacht und freuet sich.

Erhebe dich, o Herr, die Rotte zu zerstören,
Die sagt, es ist kein Gott, es laut und spottend sagt,
Und, Schöpfer, wider dich die Schöpfung zu empören,
Die Welten aufzuwiegeln wagt!

Ihr Netz berücke nicht die Seelen deiner Frommen!
Verflucht sei ihre List, verflucht ihr schnöder Spott!
Es müsse nie dein Lob von meinen Lippen kommen,
Du bist mein König und mein Gott!

U 5.

Dem Erlöser.

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn, wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen!
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert!

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein,
Der Seelen Schatten, Hütte, von Erd' erbaut
Und and'rer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und ein Leben da stand!

O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todter voll,
Wenn seh ich dich? wenn weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh'!
Allein sie säumen und ich bin noch
Diesseit am Grabe! O, helle Stunde

Der Ruh' Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dieß Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laß mich dort hingeh'n, daß ich die Stätte seh'!
Mit hingesenktem, trunkenen Blick sie seh'!
Der Ernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe!

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer glühe
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann mischt' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Besten
Aller Gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
Das Lied von dir, ich triumphirend
Über das Grab den erhab'nen Weg geh!

O, du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinen erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind.
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen in's Herz des Erlös'ten ströme!

Klopstock.

F. G. Klopstock: Dem Allgegenwärtigen. — Die Frühlingsfeier. — Die Welten. — Dem Unendlichen. — Das große Halleluja.

J. A. Cramer: Aus seinen Gedichten, Nr. 9, 43, 44.

J. P. Uz: Lob des Höchsten. — An die Sonne. — Gott im Frühlinge. — Gott im Ungewitter.

Aus J. G. Herders Übertragungen: Pindars fünf olympische Kampfgesänge.

Ch. F. D. Schubart: Vater unser.

F. L. Stolberg: Hymne an die Sonne.

L. Th. Kosegarten: Hymne an die Natur. — Hymne an die Tugend. — Hymne an den Mond. — Hymne an den Schlaf.

Von dem Dithyrambus.

Der Dithyrambus war ursprünglich ein Hymnus, welcher zu Ehren des Bacchus an seinen Festen gesungen wurde. So wie diese in trunkener Raserei begangen worden, so zeich-

nen sich diese Hymnen durch wilde, beinahe regellose Kühnheit der Gedanken sowohl, als des Ausdrucks aus. Den Namen hat diese Dichtungsart von dem Gotte, zu dessen Preis sie geschaffen, und welcher zuweilen so genannt wurde. In der Folge verstand man in übertragener Bedeutung unter Dithyrambe jede Ode, in welcher stürmische Empfindungen in hoher Begeisterung und in dem freiesten, ungewöhnlichsten Versmaß ausgedrückt werden. Willamov unternahm es allein unter den deutschen Dichtern, Oden dieser Gattung in größerer Anzahl zu liefern. Bei den übrigen Dichtern findet man sie nur höchst selten, z. B. bei Schiller, Göthe, Stolberg. Zum Beispiel:

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.
Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgebor'ne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu euerm Olymp mich empor.
Die Freude; sie wohnt nur
In Jupiters Sale,
O füllet mit Nectar,
O reicht mir die Schale!
Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein.

Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Schiller.

Von der heroischen Ode.

Die heroische Ode ist jenes rein lyrische Gedicht, welches Empfindungen, die durch die Betrachtung der edleren Menschheit erregt werden, ausdrücket. Thaten der Göttersöhne und Helden, Seelengröße, Weltenruhm, kurz jede Realisirung eines höheren Wirkens, als das der gewöhnlichen Wirklichkeit kann den Dichter zur heroischen Ode begeistern. Da der Gegenstand, welcher die poetische Empfindung erregt, in der heroischen Ode angesprochen wird, so ward derselben auch zuweilen der einseitige Name: Lob-Ode, gegeben. Unter den deutschen Dichtern zeichneten sich in dieser Gattung unter Mehreren aus; Ramler, Stolberg, Göthe.

Beispiele heroischer Oden:

Mein Vaterland.

An Klopstock.

Das Herz gebeut mir, siehe, schon schwebt,
Voll Vaterlandes, stolz mein Gesang!
Stürmender schwingen sich Adler
Nicht, und Schwäne nicht tönender!

An fernem Ufer rauschet sein Flug!
Deß' staunt der Belt, und zürnet und hebt
Donnernde, schäumende Wogen;
Denn ich singe mein Vaterland!

Ich achte nicht der scheltenden Fluth,
Der tiefen nicht, der thürmenden nicht!
Mitten im kreisenden Strudel
Sänge Stolberg sein Vaterland!

O Land der alten Treue, voll Muths
Sind deine Männer! sanft und gerecht!

Rosig die Mädchen und sittsam,
Blitze Gottes die Jünglinge.

Vom Segen Gottes triefet dein Thal,
Und Freude reift am Rebengebirg;
Singenden Schnittern entgegen
Rauscht die wankende Halmensaat.

Columbia, du weintest, gehüllt
In Trauerschleier über den Fluch,
Welchen der lachende Mörder
Öden Fluren zum Erbe ließ;

Da sandte Deutschland Segen und Volk:
Der Schooß der Jammererde gebar,
Staunte der schwellenden Ähren,
Und der schaffenden Fremdlinge!

Nach fernem Golde dürstete nie
Der Deutsche; Sclaven fesselt' er nicht!
Immer der Schild des Verfolgten
Und des Drängenden Untergang!

Ich bin ein Deutscher! (Stürzet herab
Der Freude Thränen, daß ich es bin!)
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren des Kindes schon.

Von dir entfernet, weih' ich mich dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft und seufze der Heimath zu!

Auch greifet oft mein nerviger Arm
Zur linken Hüfte; manches Phantom
Blutiger Schlachten umflattert
Dann die Seele des Sehnenden.

Ich höre schon der Reisigen Huf
Und Kriegsdrommete! sehe mich schon,
Liegend im blutigen Staube,
Rühmlich sterben für's Vaterland.

F. L. Stolberg.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Berg ab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirn dein Zaudern;
Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich. — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern,
Und das schlotternde Gebein.

Trunk'nen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn!
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme, wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Göthe.

C. W. Ramler: An Fridrich den Einzigen. — Sehnsucht nach dem Winter. — Der Triumph. — Schlachtgesang. — An den Frieden. An Joseph II.

F. L. G. v. Stolberg: Blücher.

G. F. D. Schubart: Fridrich der Große.

Chr. G. v. Stolberg: Der 18. October 1814.

J. W. v. Göthe: Prometheus. — Ganymed.

Von der didactischen Ode.

Die didactische Ode ist jene, welche begeisternde Wahrheiten durch den Ausdruck dadurch entstandener poetischer Gefühle mitzutheilen zum Zwecke hat. Werden diese Wahrheiten ohne Beziehung auf die Zeitgenossen des Dichters mitgetheilt, so heißt das Gedicht eine philosophische Ode; wird der Dichter aber durch die Ausartung der mit ihm lebenden Menschen im Unmuth zur Mittheilung jener Wahrheiten bestimmt, so entsteht die satyrische Ode. Diese letztere will durch ihre Darstellung entfernt zur Änderung der bisherigen Handlungsweise ermahnen, während der Dichter in der ersteren nicht eigentlich belehren zu wollen, sondern vielmehr nur seine Ansichten und Gefühle, dem innern Drange gehorchend, mitzutheilen scheint. Bei dieser Odengattung ist vorzüglich zu bemerken, daß die bei jedem rein lyrischen Gedichte erforderliche Begeisterung hier um so unerläßlicher ist, als im entgegengesetzten Falle die philosophische Ode in kalte Reflexion und trockene Ermahnung ausarten dürfte. Treffliche Muster philosophischer Oden finden wir in den Gedichten von Uz, Klopstock, Göthe, Voß, Schiller, Kosegarten.

Beispiele didactischer Oden:

Der Frohsinn.

Voller Gefühl des Jünglings, weil' ich Tage
Auf dem Roß', und dem Stahl', ich seh' des Lenzes
Grüne Bäume froh dann und froh des Winters
Dürre beblüthet.

Und der gefloh'nen Sonnen, die ich sahe,
Sind so wenig doch nicht, und auf dem Scheitel
Blühet mir es winterlich schon, auch ist es
Hier und da öde.

Wenn ich dieß frische Leben regsam athme;
Hör' ich dich denn auch wohl, mit Geistes Ohre,
Dich dein Tröpfchen leises Geräusches träufeln,
Weinende Weide.

Nicht die Cypresse, denn nur traurig ist sie;
Du bist traurig und schön, du ihre Schwester,
O es pflanze dich an das Grab der Freund mir,
Weide der Thränen!

Jünglinge schlummern hin, und Greise bleiben
Wach. Es schleichet der Tod nun hier, nun dort hin,
Hebt die Sichel, eilt, daß er schneide, wartet
Oft nicht der Ähre.

Weiß auch der Mensch, wenn ihm des Todes Ruf schallt
Seine Antwort darauf? Wer dann mich klagen
Hört, verzeih' dem Thoren sein Ach; denn glücklich
Wär' ich durch Frohsinn!

Klopstock.

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Göthe.

Am Morgen nach einem Meersturme.

Hast einmal wieder gestürmt?
Wildes, tobendes Element!
Wider Erd' und Himmel
Feindlich kämpfend angerennt?
Thöricht! Fruchtlos!

Sieh', die Erde steht unbewegt,
Und der Himmel wölbt sich heiter glänzend,
Lächelnd über sie und dich.
Du aber bist trüb' und düster,
Und warst doch schön, wie sie.

Feinde nicht die Erde an,
Weil sie fest und grünend;
Beneide nicht den Himmel,
Weil er blau und hell.
Bist du minder fest als jene,
Bist du heller doch als sie;
Bist du minder hell als dieser,
Bist du fester doch als er,
Und beide — willst du ruhig quellen —
Spiegeln sich vereint in deinen Wellen.
D'rum gib auf nur die Beschwerde!
Sei erst ruhig! und dann schau,
Ob du grün nicht, wie die Erde,
Wie der Himmel blau.

Grillparzer.

J. P. Uz: Das bedrängte Deutschland. — Ermunterung zum Vergnügen. — Die Wissenschaft zu leben. — Die Glückseligkeit. — Der wahre Muth.

F. G. Klopstock: Der Unterschied. — Warnung. — Der rechte Entschluß. — Psalm. — An Bodmer. — Die frühen Gräber. — Die Sommernacht.

Ch. F. D. Schubart: Der Frühling. — Die Dornenkrone. — Hoffnung. — Die Auferstehung.

J. W. v. Göthe: Gesang der Geister über den Wassern. — Meine Göttin. — Harzreise im Winter. — Das Göttliche.

L. Th. Kosegarten: Die Unsterblichkeit.

Ch. F. v. Schiller: Die Worte des Glaubens. — Sprüche des Confucius. — Die Hoffnung. — Die Worte des Wahns. — Die Größe der Welt.

Von der Gelegenheits-Ode.

Es wäre irrig, wenn man unter dieser Benennung jedes Gelegenheitsgedicht verstehen wollte. Dieselbe ist vielmehr jene

Ode, welche die Einwirkung ungewöhnlicher, nicht unbedeutender Ereignisse und Gegenstände auf das Gemüth des Schreibenden im höchsten Wohlklang der Sprache ausdrückt, und welche unter keinen der angeführten allgemeinen Gesichtspuncte gebracht werden kann. Die Ereignisse, welchen solche Oden ihre Entstehung verdanken, können entweder auf den individuellen Charakter des Dichters zunächst, oder auf den allgemeinen der Menschheit Bezug haben. Im ausgedehnteren Sinne ist jedes lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht, weil ohne einigen äußern Impuls wohl nicht leicht ein solches entstehen kann. In engerer Bedeutung nennt man aber nur jene Poesien, deren zufälliger Stoff in den besondern Verhältnissen des Dichters zu einem bestimmten Gegenstande oder Ereignisse sich gründet, Gelegenheitsgedichte. Wenn das Gelegenheitsgedicht sich zur Ode erheben soll, so muß der zufällige Stoff in die höhere, universelle Dichtung hineingezogen werden, damit das Individuelle allgemeines Interesse bekomme. Eben so muß dieser Stoff selbst wenigstens eine Seite haben, von welcher er poetisch dargestellt werden kann, weil im entgegengesetzten Falle das charakteristische Merkmal eines Gedichtes überhaupt mangeln würde. Aber »oft sind lyrische Werke, die im Odenstil eine Person, oder ein besonderes Factum besingen, nur Lobreden und Gelegenheitsreden im poetischen Costüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht so arm an Oden, die diesen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Besingen einzelner Personen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte *).« Solche Gelegenheits-Oden haben die deutschen Dichter in zahlreicher Fülle geliefert, wovon aber mehrere ihres Inhalts wegen zu den religiösen, heroischen oder philosophischen Oden gehören. Bei den schon mehrmals genannten Odendichtern finden wir auch Muster von dieser Gattung, namentlich bei Klopstock, Ramler, Schubart, Stolberg, Voß u. s. w.

Beispiele von Gelegenheits-Oden:

---

*) Bouterweck's Ästhetik.

Zur Vermählung Sr. Majestät des Kaisers Franz von Österreich mit Carolina von Baiern.

Am 10. November 1816.

> I, digno nectenda viro, tantique per orbem
> Consors imperii. Jam te venerabitur Ister,
> Nomen adorabunt populi.
>
> *Claud. in nuptiis Honorii.*

Aus Osten steigt belebend die Königin
Des Tags. Nur flammet blendend ihr Angesicht,
Daß vor dem allgewalt'gen Lichtglanz
Scheuer des Sterblichen Aug' zurückbebt;

Doch mild und freundlich geht, o beglücktes Wien!
Ein holder Stern dir heute von Westen auf.
Von zweier Throne Purpurwolken
Blicket er segnend auf dich hernieder.

Wie auf der Lenzflur Knospen und Blüthen früh
Den Busen zahllos öffnen der Sonne Strahl:
So schließen Millionen Herzen,
Huldigend, Fürstin, sich Deinem Blick auf.

Denn längst erscholl die goldene Kunde rings,
Sie trug auf Blitzes Schwingen der hohe Ruf,
Daß hell Dein Geist durch's Leben schaue,
Menschlich Gefühl Dir im Herzen throne.

D'rum wirst — erhab'nes Muster den Gattinnen,
In Hymens Heiligthume dazu geweiht —
Du wirst mit liebevollen Händen
Leichtern die Bürde der Herrschersorgen

Ihm, den des Schicksals Launen so hart geprüft,
Den darum unser Herz nur noch heißer liebt,
Wenn von des Reichs atlant'scher Last, Er
Häuslich in Deiner Umarmung ausruht;

Wirst Mutter sein dem biederen, treuen Volk,
Das in der Sturmnacht muthig am Vater hing,
Das unverwandt bei jedem Wechsel
Kindlich zum Throne sein Aug' erhebt.

Und segnen werden alle den Augenblick,
Da süß erschauernd, höherer Ahnung voll,
Zum ersten Mal von Dir berühret,
Austrias Erde den Fuß Dir küßte;

Und freudig wird im festlichen Binsenkranz
Der alte Ister künftig die Kaiserstadt
Und ihre grauen Thürme grüßen,
Hoch in den hallenden Ruf aufjubelnd:

»Heil dir, der größten Herrscher geprief'ner Sitz!
Dich schmückt der Blumen lieblichste! Heil auch mir,
Daß ich die Flur, die sie geboren,
Liebend mit silberner Welle tränkte!«

X. Stein.

C. W. Ramler: An die Königin von Preußen, Friderike Luise.

F. G. Klopstock: Der Zürcher See. — Fridrich V. — An Bernstorf und Moltke. — Der Eislauf. — Ihr Tod.

F. L. G. v. Stolberg: Der 7. November. An meinen Bruder.

---

2. Von dem Liede.

Wir werden in der Darstellung der bei dieser Dichtungsart herrschenden Grundsätze kürzer als in jener der ihr vorhergegangenen Dichtungen sein können, da es nur darauf ankommt, die unterscheidenden Merkmale des Liedes von der Ode und den übrigen lyrischen Gattungen zu bestimmen. Es ist schon angedeutet worden, daß rücksichtlich der herrschenden Empfindung die Verschiedenheit höchstens nach dem Grade derselben bestehen mag; und selbst die Form, obwohl sie eine andere, als die der Ode ist, so mannigfache Veränderungen annimmt, daß dieselbe ausschließend zu bezeichnen, nicht möglich ist. Unter diesen Voraussetzungen läßt sich also der Begriff des Liedes in so fern bestimmen, als man sagt, das Lied sei jene Gattung der rein lyrischen Poesie, welche gemäßigte Empfindungen in einfachem, gleichförmigen Versmaße und in melodischen Weisen ausdrückt.

Durch den geringeren Grad der erregten Empfindung ist das Lied dem Inhalte nach, durch sein einfacheres gleichförmiges Versmaß der Form nach von der Ode; durch das letztere und durch seine Fähigkeit, gesungen zu werden, von der sentimentalen Elegie geschieden. Doch ist diese Trennung nicht so strenge, daß ein Übergang von einer in die andere Dichtungsart nicht denkbar wäre. Aus der aufgestellten Erklärung fließen die vorzüglichsten Eigenschaften des Liedes:

a) Einfachheit der Darstellung. So wie schon oben, als von der elegischen Poesie die Rede war, erinnert wurde, daß mit dem Ausdrucke gemäßigter Empfindungen jenes lodernde Feuer der Begeisterung, das sich im Prunke der Rede, kühnen Wendungen u. s. w. ausspricht, nicht verträglich sei: so muß auch das Lied nur im ruhigen Gange, mit Vermeidung der Sprache einer höheren Begeisterung die zarteren Gefühle des Dichters ausdrücken. Denn des Liedes Zweck ist nicht der der Ode, erhebende Gefühle zu erwecken, sondern vielmehr durch angenehme Modulation der Töne sich in das Herz des Lesers einzuschleichen. Diese Eigenschaft besitzen z. B. Göthe's Lieder im hohen Grade.

b) Die melodische Weise des Ausdrucks. Hierin liegt das eigentliche Wesen des Liedes und seine Vollkommenheit; man möchte sagen, die Seele desselben. Dieses Erforderniß ist so wichtig, daß ein Gedicht, welches alle übrigen Eigenschaften der lyrischen Dichtung besitzt, aber der rythmischen Modulation der Töne ermangelt, kein Lied genannt werden kann. Ist aber im Gegentheile diese melodische Weise vorhanden, dann bleibt das Lied, und wäre der Inhalt selbst nicht von Belange. In der Folge wird ein besserer Inhalt untergeschoben, aber die Seele des alten Liedes, seine melodische Weise ist geblieben. Hieraus folgt, daß die Auswahl eines schicklichen Versmaßes nirgends von größerer Wichtigkeit ist, als beim Liede, in welchem Tonkunst und

Dichtkunst in Eines verschmolzen zu werden scheinen. Je einfacher das gewählte Versmaß ist, je öfter dieselbe rythmische Figur wiederkehrt: um so sicherer wird die beabsichtete Wirkung erreicht. Daher die häufige Eintheilung des Liedes in Strophen. So wesentlich aber das Erforderniß der melodischen Weise für das Lied ist, so darf man dieses doch nicht dahin verstehen, daß selbes ausschließend nur bei dem Liede vorhanden sein könne, da, wie schon zu wiederholten Malen erwähnt wurde, Anfangs jede Poesie zugleich Gesang war, und auch in der Folge manche Werke zu anderen Dichtungsarten gehörig gesungen worden, ohne daß sie deßhalb allein schon dem Liede zugerechnet werden müssen.

Eine erschöpfende Eintheilung der Lieder ihrem Inhalte nach ist eben so wenig denkbar, als eine der lyrischen Poesie überhaupt. Man könnte dieselben, wie die Oden, in religiöse und weltliche absondern. Zur ersten Gattung wäre das Kirchenlied, zur zweiten das Trinklied, Kriegslied, Schnitterlied u. s. w. zu rechnen. Beide Gattungen umfaßt das Volkslied, welches unter den verschiedenen Liederclassen die meiste Beachtung verdienet, da diese Dichtungsart unter den lyrischen es vorzüglich ist, in welchem sich der Charakter eines Volkes ausspricht. Noch läßt sich das erzählende Lied, zu welchem auch die Romanze, Ballade, und manches Mährchen gehört, unterscheiden; allein aus dem schon angeführten Grunde, daß durch jene Gedichte der Ausdruck der poetischen Gefühle nicht ausschließlich und unmittelbar, sondern vielmehr zunächst die Mittheilung irgend einer Begebenheit beabsichtet wird, sind dieselben unter die epischen Gattungen eingereihet worden.

Die Zahl der deutschen Liederdichter ist sehr groß. Unter den Vielen, deren Lieder noch heute der Beachtung würdig sind, zeichnen wir folgende aus: Gellert, Gleim, Uz, Götz, Cramer, Ebert, Weiße, Zachariä, Gerstenberg, Jacobi, Claudius, Lavater, Bürger, Gö-

ckingk, Hölty, Göthe, Miller, Tiedge, Niemeyer, Car. Rudolphi, Schiller, Mahlmann, Soph. Brentano, von Halem, Gramberg, Novalis, Tieck, Schmidt v. Lübeck, Uhland, Schenkendorf, Körner, Hebel, A. Schreiber, Graf v. Loeben, Zedlitz u. s. w.

Folgender Liederkranz möge zur Andeutung des Charakters mehrerer neuerer deutscher Liederdichter dienen:

Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

»Sieh, diese Sehne war so stark,
Dieß Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;«

»Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu.«

Göthe.

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heimliches Wehen;
Da ließen mit festlichen Kronen im Haar,
Erinn'rung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,
Schien ernst, wie der heilige Wille;
Und sie, die Erinn'rung umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt': »Ich durfte durch's Land
Der seligen Träume dich leiten;
Jetzt nimm, die Erinn'rung, ihr reiche die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den rosigen Sinn
Der Stunden, voll Leben und Lieder.
Leb wohl! was geblühet hat, ist nun dahin!
Am Grabe dort siehst du mich wieder!«

Tiedge.

Licht und Wärme.

Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng,
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren,
Das Herz in kalter, stolzer Ruh'
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Gluth
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
D'rum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Schiller.

Geistliches Lied.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unser Herz beinah verzagt,
Wenn von Krankheit überwunden
Angst in unserm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt,
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O! dann neigt sich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht sein Engel vor uns da,

Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für der Geliebten Ruh'.

Novalis.

Das Lied vom Seiler.

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von Neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder.

So wandeln — es rollen die Zeiten ihr Rad —
Die Menschen des Lebens betretenen Pfad:
Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen — es reißen die Faden — hinab,
Und Dunkel umgibt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel, wer saget es an,
Ob einige Faden nicht rissen, und wann
Wir weiter und weiter sie spinnen?
Getrost! uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung. Sein Wesen ist Licht:
Zu Lichte führt er von hinnen.

Halem.

Die Blumen.

In des Winters Stürmen schliefen
Wir an warmer Mutterbrust;
Holde kleine Engel riefen
Uns heraus zur Frühlingslust.

Quellen rauschen, Quellen bringen
Uns das frische Leben zu;
Vögel wecken uns mit Singen,
Lüftchen wiegen uns zur Ruh'.

Hundertfarbig, ohne Mühe,
Webt die Mutter unser Kleid,
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht sie unser Brautgeschmeid.

Liebliche Gerüche hauchen
Wir im heitern Raum umher;
Tausend junge Leben tauchen
Liebend sich in dieses Meer.

Fährt der rauhe Winter nieder,
Geh'n wir in der Mutter Haus;
Nach den Stürmen schickt sie wieder
Uns zum Frühlingsfest heraus.

A. Schreiber.

Der König auf dem Thurme.

Da liegen sie alle, die grauen Höh'n,
Die dunkeln Thäler, in milder Ruh';
Der Schlummer waltet, die Lüfte weh'n
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will sich erfreu'n.

O du gold'ne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja schau ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Sal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt:
Wann darf ich rasten ein Mal?

O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichtern Schein,
Und höre volleren Klang! —

Uhland.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Sieg, führ' mich zum Tode,
Herr, ich erkenne deine Gebote,
Herr, wie du willst, so führe mich,
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben,
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
S'ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte,
D'rum fallend und siegend preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Körner.

Lied.

Sinkt die Sonn' am Abend nieder,
Hebt sie sich am Morgen wieder
So wie heut'!

Wirft der Herbst die Blüthen nieder,
Frühling hat sie immer wieder
Uns erneut!

Doch legt Zeit den Menschen nieder,
Hat die Erde nimmer wieder
Ihn erfreut!

Beugt d'rum keinen Menschen nieder;
Seht ihn morgen wohl nicht wieder,
Wenn's euch reut.

Gubitz.

Das Spiegelbild.

Ich lag in grünem Laubgezelt,
Die Stirn in heißer Hand,
Verbaut von Zweigen, Flur und Feld,
An eines Brunnens Rand.

Und als ich so am Rand gelegt,
Mein Bild im Quell gewahrt',
Fühlt' ich mich wunderbar bewegt,
Vergaß des Wassers Art,

Und rief: So hegest du mein Bild,
Du Wesen, still und rein,
Des Herzens Sehnen, ungestillt,
Soll d'rum dein eigen sein,

An deinen Ufern will ich ruh'n,
Will mir ein Laubdach bau'n,
Matt von des Lebens Müh'n und Thun
In deine Wellen schau'n.

Da, neben meinem, in dem Quell
Gewahr' ich noch ein Haupt,
Es ist mein Freund, erkenn' ich schnell,
Den ich entfernt geglaubt,

Und wie er schalkhaft lächelnd, froh
Sich über mich gebeugt,
Mit emſ'ger Treue eben so
Der Spiegelquell ihn zeigt.

Da war ich schnell vom Traum erwacht,
Doch zürnt' ich nicht dem Quell,
Ich zürnte, daß ich nicht bedacht,
Was doch vom Anfang hell:

Des Wassers Art ist eben so,
Zeigt nicht nur Ein Gesicht,

Die ganze Welt ist dessen froh,
Und ich auch grolle nicht,

Auch in der Folge will ich gern
An deinem Ufer geh'n,
Recht innig froh, auch mich von fern
In deinem Selbst zu seh'n;

Doch wohnen hier, mich dir vertrau'n? —
Laß fahren das, mein Sinn!
Wer wird sein Glück auf Wasser bau'n?
Und also ging ich hin.

Grillparzer.

Lied vor Schlafengeh'n.

Laß sie flattern, laß sie rauschen,
Laß sie wild und lustig sein!
Süßer ist's, daheim zu lauschen
Im verschloss'nen Kämmerlein.

Laß sie draußen thun und walten!
Sag' mir morgen, wo sie sind?
Laß sie wie die Götter schalten!
Sprich, wo fuhr er hin, der Wind?

Laß sie trauren, laß sie sorgen,
Mit der Sonne komm' die Noth!
Und das Sehnen, still verborgen,
Währe bis zum Abendroth!

Ach, wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Steg;
Alle suchen wir den Frieden,
Aber Niemand weiß den Weg.

Eh' wir uns zurecht gefunden,
Ist es um den Tag gescheh'n;
Und es kommen stille Stunden,
Wo wir müde schlafen geh'n.

Geh' nur, Stern der Hoffnung, nieder,
Wenn du deinen Kreis vollbracht;
And're Sterne kommen wieder;
Allen Guten gute Nacht!

Schmidt von Lübeck.

Die weiße Rose.

Ich sah am jungen Morgen
Ein weißes Röschen blüh'n,
Und, wie von Liebessorgen,
Im Busen tief verborgen,
Ihr zartes Roth erglüh'n.

Doch in des Mittags Stunden,
Obgleich so schwül und heiß,
War's zarte Roth verschwunden;
Kaum hätt' ich's wiederfunden
Das Röschen, bleich und weiß.

Und als ich sorgend fragte
Um ihrer Blässe Grund?
Und um das Blümchen klagte,
Da flisterte und sagte
Der zarte Blumenmund:

»Der Morgen kam gegangen,
Er rief und weckte mich:
Es glühten ihm die Wangen,
Als sei er süß befangen,
Und da erröthet' ich.«

»Doch seit der Tag gekommen
Mit Blicken glühend heiß,
Fühl' ich im züchtig frommen
Gemüth mich tief beklommen,
Und stehe bleich und weiß.« —

Natur! wie zart geschrieben
Hast du so tiefen Sinn! — —
Nicht glühend heißen Trieben,
Nur dem bescheid'nen Lieben
Gib deine Seele hin!

Houwald.

Andere Beispiele von deutschen Liedern sind:

E. L. Gleim: Lob des Landlebens. — Die schöne Gegend. — Vater unser. — Lied des Hirten. — Lied des Gärtners. — Nach der Schlacht bei Lowositz.

J. P. Uz: Der Tabakraucher. — Dank.

J. N. Götz: Der Vergnügsame.

Aus A. Cramer's geistlichen Liedern: Nr. 11. 17. 49.

G. F. Klopstock: Gott dem Vater. — Gott dem Sohn.

H. W. v. Gerstenberg: Schnitterlied — Lied eines dänischen Grenadiers.

J. G. Jacobi: An Frau v. D. — Wiegenlied. — Lied. — Auferstehung. — An die Rose. — An ein sterbendes Kind. — Nach einem alten Liede. — Am Feste aller Seelen. — Die Linde auf dem Kirchhofe.

M. Claudius: Mein Neujahrslied. — An —. — Lied. — Bei dem Grabe meines Vaters. — Täglich zu singen. — Abendlied. — Die Frau mit den Kindern an einem Mai-Morgen. — Der verschwundene Stern. — Die Sternseherin. — Auf O. N's Grab. — Bei dem Begräbnisse eines Kindes.

J. C. Lavater: Der Schweizerbund. — Die großmüthigen Belagerten. — Die Schweizer. — Lied für Schweizerbauern. — Lied für Schweizermädchen.

L. H. Chr. Hölty: Die Knabenzeit. — Mailied. — Aufmunterung zur Freude. — Das Traumbild. — An den Mond.

A. G. Bürger: Das Blümchen Wunderhold. — Bei dem Grabe meines Großvaters.

L. F. G. v. Göckingk: Herbstlied. — Jugenderinnerungen.

Ch. u. F. L. G. v. Stolberg: Winterlied. — Lied. — Lied auf dem Wasser zu singen. — Abendlied. — Das Gewitter.

J. W. v. Göthe: Menschenschicksal. — Mignons Sehnsucht. — An die Günstigen. — Zum neuen Jahr. — Bundeslied.

J. M. Miller: Lied eines Bücherfabrikanten. — Wiegenlied einer Mutter. — Zufriedenheit. — Kinderlied.

C. Tiedge: Die Quelle. — Blume auf das Grab eines Kindes.

Sophie Brentano verehel. Mereau, geb. Schubert: Mitgefühl. — Der Zufriedene.

Ch. F. v. Schiller: Die Gunst des Augenblicks. — Berglied. — Punschlied. — Nadowessische Todtenklage. — Breite und Tiefe. — Die Theilung der Erde.

F. v. Matthisson: Der Abend. — Der Grabstein. — Der Frühlingsabend. — Die Elfenkönigin. — Die Kindheit. — Abendlandschaft. — Erinnerung am Genfer-See. — Das Todtenopfer. — Todtenkranz für ein Kind. — Mondscheingemälde. — Der Wald.

J. G. F. v. Salis: Herbstlied. — Das Abendroth. — Winterlied. — Märzlied. — Die Kinderzeit. — Morgenpsalm. — Der Herbstabend. — Der Gottesacker im Vorfrühling.

F. S. Ch. Brun, geb. Münter: Abendlandschaft. — Lied. — Fantasie auf Albanos Höhen. — Lied.

Novalis: Der Sänger. — Bergmannslied. — Lied der Todten. — Sehnsucht nach dem Tode. — Der Frühling. — Aus den geistlichen Liedern: Nr. I. II. III. IV. VI. VIII. IX. XIV. XV. An Tieck: Nr. V.

L. Tieck: Sehnsucht. — Der Frühling. — Lied von der Einsamkeit. — Nacht. — Gesang der Feen. — Tod.

L. Uhland: Die Vätergruft. — Das Schloß am Meer. — Die Lieder der Vorzeit. — An den Tod. — Lied eines Armen. — Die Kapelle. — Wanderlieder.

M. v. Schenkendorf: Landsturm. — Bei meines Vaters Tod. — Bei den Ruinen der Hohenstaufen-Burg. — Schlachtgesang. — Das Bild in Gelnhausen. — Kaiser Carl der Große. — Brief in die Heimath. — Der Schwarzwald. — Auf dem Schloß zu Heidelberg. — Das Bergschloß. — Das Münster. — Der Dom zu Speier.

Th. Körner: Berglied. — Jägerlied. — Lützow's wilde Jagd. — An de la Motte Fouqué.

J. P. Hebel: Der Morgenstern. — Der Sommerabend. — Die Mutter am Christabend. — Der Winter. — Der zufried'ne Landmann.

A. Schreiber: Das Marienbild. — Frühlingstrauer. — Heimweh. — Der Lorber. — Kriegslied. — Sehnsucht.

Schmidt v. Lübeck: Deutsches Lied. — Nachtlied. — Die Mutter über ihrem todten Kinde. — Menschensinn. — Zitherbubens Morgenlied. — Zitherbubens Taglied. — Zitherbubens Nachtlied. — Dauerhafte Freuden. — Das Mädchen der Hoffnung. — Des Fremdlings Abendlied.

3. Von einigen andern lyrischen Formen.

Außer jenen rein lyrischen Gedichten, welche den Charakter der Ode oder des Liedes an sich haben, finden sich noch mehrere Poesien, welche, wie jene beiden Hauptgattungen unter sich, dem Inhalte nach von der Ode und dem Liede nicht we-

sentlich geschieden sind, die sich aber durch ihre eigenthümliche Form charakterisiren. Diese Formen sind großen Theils aus anderen Sprachen, besonders aus der italienischen und französischen in die deutsche übertragen worden. Es wird also von denselben und ihren besonderen Abweichungen allein hier zu sprechen sein, da das Wichtigste über den Inhalt der lyrischen Poesie schon früher aus einander gesetzt wurde. Die bekanntesten dieser einzelnen Formen sind: Die Cantate, das Sonett, das Triolet, das Madrigal, die Canzone, die Glosse, wovon wir einige einzeln durchgehen wollen.

Von der Cantate.

Die Cantate ist jenes lyrische Gedicht, welches eine Folge wechselnder, aber unter sich verbundener, poetischer Empfindungen mit Hilfe einer entsprechenden Musikbegleitung zur lebendigen Anschauung zu bringen zum Zwecke hat. Sie besteht eigentlich aus zwei Haupttheilen, dem Gedichte, und der, dasselbe begleitenden Musik, welche beide, um die beabsichtete Wirkung hervorzubringen, in einander greifen und sich wechselseitig unterstützen müssen. Der Gegenstand derselben kann irgend eine wichtige Begebenheit aus der Geschichte, eine bedeutende Wahrheit aus dem Gebiete der Religion oder Philosophie, oder eine besondere, in individuellen Verhältnissen gegründete Veranlassung sein. In dieser Rücksicht unterscheidet man geistliche und weltliche Cantaten. Zu den ersteren gehören die Oratorien, unter welcher Benennung man bald jede geistliche Cantate, bald im eingeschränkten Sinne nur jene versteht, welche Stoffe aus der Leidensgeschichte Jesu behandeln.

Da die Cantate eine Folge wechselnder Empfindungen sein soll, so ist die bei jedem lyrischen Gedichte erforderliche Einheit nur dahin zu verstehen, daß die ausgedrückten Gefühle, so verschieden sie auch sind, durch Ein leitendes Band zu Einem Zwecke verbunden seien. Deßhalb wechselt in der Cantate

auch manchmal die Form nach Verschiedenheit der auszudrückenden Empfindung, und erhebt sich gewöhnlich vom Recitative durch verschiedene Stufen, z. B. dem Arioso, der Cavatine bis zum Liede (Arie, Duett u. s. w.); so wie von den sich durchkreuzenden Gefühlen Eines als das herrschende zurückbleibt. Auch bringt es oft schon der Stoff dieser Dichtungsart mit sich, daß in derselben mehrere Personen sprechend auftreten. Dessen ungeachtet bleibt aber noch immer der wesentliche Unterschied der Cantate vom Singspiel, daß dieses eine Handlung darzustellen, jene aber allein Gefühle auszudrücken hat; und daß, wenn in der letzteren auch eine Handlung zum Grunde liegt, die Mittheilung derselben doch nur dem, jedem lyrischen Gedichte eigenthümlichen Hauptzweck untergeordnet erscheint. Was übrigens von der lyrischen Poesie überhaupt und dem Liede insbesondere erinnert wurde, ist auch auf die Cantate anzuwenden, welche, wenn man so sagen darf, aus mehreren Liedern, Hymnen u. dergl. bestehet. Unter den deutschen Dichtern lieferten Ramler, Gerstenberg, Niemeyer, Jacobi, Meißner und einige Andere, treffliche Cantaten.

Beispiele von Cantaten sind:

Der Allmacht Wunder.

Schweb' empor, Hochgesang,
Schwinge dich zum Himmel auf!
Preise Gottes Herrlichkeit,
Preise laut seine Macht,
Preise des Ewigen Huld!
Preis' ihn, Gesang,
Immerdar!

Preiset alle Welten Ihn,
Singt sein Lob, ihr Himmel,
In Ewigkeit!
Groß ist seine Güte,
Groß ist seine Liebe!
Preis Ihm!

Wenn Stürme toben,
Der Erdball wanket,
Steh'n wir in seiner Huth,
Hält uns sein Arm!
Preis Ihm in Ewigkeit!

Sein Geheiß rief hervor
Der Gestirne Wunderwelt;
Durch sein Wort leuchtet uns
Allbelebend die Sonne!
Und der Erde Lauf
Leitet seine Hand
Durch der Schöpfung Räume!
Die Lüfte weh'n,
Die Gewässer rauschen,
Es erglänzt das Licht,
Und unermeßlich
Webt nah' und ferne
Des Lebens Fülle!

Staunend sieht der Mensch die Wunder,
Staunt und preis't sie laut,
Staunt und betet,
Dankbewegt den Schöpfer an!

Nahet des Lenzes liebliche Zeit:
Feiert die Erde ihr Jugendfest;
Herrlicher schmückt sich die Natur,
Milder wehen die Lüfte. —
Jede Brust durchglühet neues Leben,
Jedes Auge strahlet neue Lust!

Und wo Herzen schlagen,
In Liebe fest vereint,
Wird die Welt zum Paradiese! —
Wonneselig, frohlockend,
Preisen alle Wesen Gott,
Seine Liebe, seine Huld,
Seine Macht, die Alles schuf! —

Düstre Nacht umhüllet
Rings des Lenzes Himmel;
Blitze zucken, Donner rollen,
Bang erbebt des Frevlers Herz —
Rauschend hernieder
Strömet der Segen,
Neubelebt ist die Natur! —

Siegreich durch die Wolken
Dringt der Sonne milder Strahl;
Lichtverklärt, im Feierglanze,
Prangt der Himmel, prangt die Erde
Blicket lieblich Wald und Flur! —
Freudig schallen Dankeslieder
Auf den Auen, in den Lüften,
Und des Opfers Düfte wallen
Auf zum Herrn der Welt! —

Furchtbar, gewaltig,
Kam Er im Wettersturm;
Gnädig und segnend
Ging er vorüber! —

Wo Er naht, ist Friede,
Wo Er weilt, ist Freude,
Wo Er geht, ist Segen,
Wo Er wandelt, wird die Erde
Ihm zum Dankaltar!

Mit Donnerstimme
Tönt der Himmel
Seiner Allmacht
Hoch erhab'nen Preisgesang;
Ihn hallen die Berge nach!
Im Jubeltone
Rauscht die Erde
Seiner Liebe
Tausendstimmig Loblied d'rein! —
Denn Himmel und Erde
Sind seiner Wunder voll! —

Das Würmchen am Boden,
Der Adler, der sich zur Sonne schwingt,
Sie zeugen von seiner Liebe,
Wie des Menschen Geist,
Der unsterblich ist,
Wie der Halm der Wiese,
Die tausendjähr'ge Eiche,
Der Tropfen, wie der Ocean:
Sie alle zeugen
Von seiner Macht Unendlichkeit! —

Wogende Saaten
Schmücken die Felder;
Blühend und duftend
Schwellen die Wiesen;
Über den Hügeln
In luftiger Ferne
Schweben die Scheitel der Berge;
Glänzende Bande
Schlingen der Ströme
Silberne Fluthen
Über Auen und Flur,
Um Hain und Gebüsche,
Und nah und ferne,
Auf Höhen, in Gründen,
Herrscht reiches Leben
All' überall! —

Alles hat der Herr gemacht!
Was Erd' und Himmel in sich fasset,
Was ist und lebt,
Es lebt und ist durch ihn allein! —

Er winkt, und der Sterne goldner Chor
Fleugt im ewigen Reigen die Bahn;
Er gebeut dem Odem der Lüfte,
Und der Stürme Fittige brausen,
Die Berg' erbeben!
Des Blitzes Pfeile
Lenkt seine Hand;

Er leiht dem Donner
Die Schreckensstimme,
Die des Sünders Mark durchschauert;
Er zeichnet den Wolken ihren Weg;
Wenn schmachtend die Erde lechzt,
Spendet Er Labung
Im Thau und Regen! —
Er sendet aus des Lichtes Strahl,
Und schnell entweicht die Finsterniß;
Im Morgenschimmer glänzt die Welt,
Freudig erwacht die reiche Natur,
Und neues Leben strömet
Durch der weiten Schöpfung Pulse
Beseligend alle Wesen! —

Im Jubelchor erschallt ihr Dank;
Der ew'gen Macht, der ew'gen Liebe;
Und Berg und Au, und Thal und Höh'
Ertönt von ihrem Ruhme!
Ihn rauscht der Strom, es flistert ihn
Der Lüfte Hauch
Freudig nach! —

Schön ist Gottes Welt!
Reich an Lust und Wonne,
Reich an Freuden! —
Mit des Lenzes Schmuck
Wechselt des Sommers rege Gluth,
Reifend der Saaten Hoffnung.
Was als Blüthe uns ergetzt,
Labt uns bald als süße Frucht! —

Welken die Blumen hin,
Schwindet des Lenzes Pracht:
Niemand klage! —
Gern weicht die Hoffnung
Fröhlichem Genusse,
Naht reichgesegnet die Erntezeit!

Wenn der Herbst des Segens Fülle,
Des Reichthums Schätze

Rings umher dem Blick' enthüllt,
Der Traube Gold auf den Hügeln blinkt,
Der Früchte labereiche Last
Die Fluren weithin überdeckt:
Da wallt das Herz
In freudigen Dankgefühlen auf! —

Zum Geber alles Guten
Fleugt auf das frohe Herz,
Zum Spender aller Freuden,
Zum Spender alles Glücks!
Denn Alles kommt von seiner Güte,
Von seiner Huld
Und Alles, Alles
Ist seiner Lieb' und Allmacht Werk! —

Ist der Segen eingeerntet,
Hat die Erd' vollbracht ihr Tagwerk,
Legt sie ab den Schmuck,
Den der Herr ihr lieh,
Und schlummernd ruht sie
Von ihren Müden,
Die milde Mutter,
Bis des neuen Lenzes Sonne
Sie erweckt zu neuem Leben; —
Und mit leichter Hülle deckt der Ruhenden
Sanften Schlaf der ew'gen Liebe Hand! —

Mit Engelsfittig schwebet
Die Hoffnung um ihre Stätte,
Des Erwachens selig harrend,
Bis der Allmacht heil'ger Wille
Ihr gebietet, zu ersteh'n! —
Stille Ahnung neuen Lebens
Wehet leis' um ihre Ruhe,
Süße Träume künft'ger Wonnen
Weben sich in ihren Schlummer! —

Und gewährt wird der Hoffnung,
Die Träume werden Wirklichkeit,
Und die Ahnung wird Wahrheit: —

Sie wird erwachen vom Schlafe,
Sie wird erstehen zum Leben,
Nach des Ewigen Willen! —

Unendlich, unerschöpflich, unergründlich
Sind der Allmacht Wunder! —
Betet an in Demuth!
Betet, betet in Andacht,
Betet, betet, betet an! —

Bernard.

W. Ramler: Der Tod Jesu.
W. H. v. Gerstenberg: Ariadne auf Naxos.
W. A. Meißner: Die Macht der Musik.
J. Jacobi: Erste Cantate auf das Geburtsfest Fridrichs des Großen, 1771.
Ch. F. v. Schiller: Lied an die Freude.

Von dem Sonette.

Das Sonett ist jenes lyrische Gedicht, welches aus vierzehn gleich langen Versen besteht, die in vier Strophen abgetheilt, durch eine bestimmte Folge der Reime beschränkt sind. Es zerfällt in zwei Haupttheile, welches man nicht bloß auf die Form, sondern selbst, wie bei dem Epigramm, auf den Inhalt beziehen könnte. Den ersten Theil bilden nämlich zwei vierzeilige Strophen (Quadernarien, Quatrains), wovon die folgende mit der vorhergehenden durch den Ausspruch des Gegensatzes oder Gegenbildes in enger Verbindung steht. Die zwei folgenden dreizeiligen Strophen (Terzinen, Terzets), welche wieder in ähnlicher Verbindung unter sich, wie die beiden ersten stehen, sind der zweite Theil und zugleich der Schlußstein des Gedichtes. Das Verhältniß dieses Theils zum ersten ist jenem, in dem die Darstellung und die Befriedigung in dem Epigramme zu einander stehen, analog.

Es hängt von der im Gedichte durchherrschenden Stimmung ab, ob das jambische oder das trochäische Versmaß gewählet werden solle. Die Länge eines einzelnen Verses besteht

in der Regel aus eilf Sylben; doch findet man zuweilen auch kürzere, z. B. achtsylbige Zeilen (Anacreontische Sonette). Die Vertheilung des Reimes geschieht wohl auf verschiedene, doch in der Regel auf solche Weise, daß in den ersten zwei Strophen der Reim in der ersten, vierten, fünften und achten Zeile gleich bleibt, welche Zeilen wieder vier gleiche Reime einschließen; daß ferner in den Terzinen entweder zwei oder drei Reime erscheinen. Man findet indeß auch Sonette, in welchen die Reime regelmäßig in der ersten und dritten, in der zweiten und vierten Zeile abwechseln. Übrigens scheint es wesentlich, daß nur weibliche Reime im Sonette vorhanden sind, da das Erscheinen von männlichen zu den nicht häufigen Ausnahmen gehört.

Das Sonett ist eine der ältesten Formen der italienischen Poesie. Man hat Beispiele derselben aus dem dreizehnten Jahrhundert, doch wurden sie erst durch Petrarca, welcher zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1374) starb, zur höchsten Vollendung und zum Muster für alle Nachbildungen in dieser und in anderen Sprachen erhoben. Im siebzehnten Jahrhundert finden wir die ersten deutschen Sonette bei Wekherlin, Opitz und Flemming, welche aber bald wieder verschwanden; bis Bürger die halb schon vergessene Weise wieder hervorsuchte. Außer diesem lieferten A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Streckfuß, A. Schreiber und Fridrich Rückert treffliche Sonette, deren Verfertigung wegen der besonderen Beschränkung in der Form, zumal in einer an Reimen armen Sprache, allerdings zu den nicht leichten, oft mißlungenen Arbeiten gehört.

Beispiele von Sonetten:

Christi Geburt.

Mein süßes Kindlein, wüßt' ich dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh' am Busen warm;
Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten dich in diese Krippe legen.

So sprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Und wies hierher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebornen Segen.

Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des Heilands kleinem Angesicht.

Sie steh'n, sie schau'n, sie jubeln, preisen, beten,
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

W. A. Schlegel.

Die tragische Dichtung.

Was jeder will und kann, es zeigt im Leben
Sich hier und dort, zertheilet und zerstücket,
Und welcher nah' das größte Thun erblicket,
Er sieht es matt und klein vorüber schweben.

Der Raum, die Zeit beschränkt des Menschen Streben,
Und lähmt die Kraft, die glühend uns durchzücket.
Nur du, o Kunst, die uns der Welt entrücket,
Kannst, was wir sind, uns rein im Bilde geben.

Der Kräfte Walten, der Begierden Streiten,
Der Tugend Reiz, der Sinne Trug und Blendung,
Des Schicksals Macht, der innern Stimmen Wahrheit —

Das alles raffst du auf aus ew'gen Weiten,
Und zeigst gestaltet, herrlich, in Vollendung,
Der Menschheit Bild in ungetrübter Klarheit.

Streckfuß.

Aprilflocke.

O saugt, ihr des Gesanges durst'ge Bienen,
Die ihr stets trinkt und nie trinkt zur Genüge,
O sauget lange, tiefe, volle Züge,
Zum Abschied noch aus Blumen, diesen Mienen;

Daß, wann die herbe Stunde nun erschienen,
Wo ihr auf immer müsset eure Flüge
Von hinnen nehmen, wir gefüllte Krüge
Gewonnen haben Honiges aus ihnen.

O tragt zusammen alle Süssigkeiten
In duft'ge Zellenräume, diese Reime,
Zu einer Lind'rung meinen eig'nen Schmerzen,

Die auf die Wanderschaft mich soll begleiten;
Und laßt ein Theil auch hier von eurem Seime,
Wenn hier ein Stachel bleibt in einem Herzen.

Fr. Rückert.

G. A. Bürger: An A. W. Schlegel.

A. W. Schlegel: Ave Maria. — Die heil. drei Könige. — Dante. — Torquato Tasso. — Das Sonett. — Die edelste Wirkung. — Allgemeines Los. — Unkunde. — Der Dom zu Mailand. — An Bürgers Schatten.

C. Streckfuß: Beruf. — Menschenleben.

A. Schreiber: Bilder.

Fr. Rückert: Aus den geharnischten Sonetten, Nr. 1. 2. 3. 4. 5. Aprilflocken, Nr. 19. 35. 38.

Von dem Triolet.

Das Triolet ist jene lyrische Form von acht Zeilen, in welcher die erste Zeile in der Mitte wiederholt, und am Schlusse mit der zweiten Zeile, also im Ganzen drei Mal, so wie die zweite Zeile zwei Mal erscheinet. Gleich manchem Epigramme hat es Mittheilung eines fest bestimmten Gefühles zum Zwecke, läßt sich aber nicht wie jenes in Darstellung und Befriedigung abtheilen, und eignet sich überhaupt mehr für poetische Tändeleien. Obwohl das Triolet in der Regel aus acht Zeilen besteht, so findet man doch welche mit neun und zwölf Zeilen. Sind drei Triolets ihrem Inhalte nach mit einander verbunden, so bilden diese drei Strophen wieder eine besondere, bei französischen Dichtern übliche Form. Das in neueren Zeiten beinahe verschwundene Rondeau (Rondel, Ringelreim) ist eine noch ängstlichere Künstelei als das Triolet, da in demselben nur zweierlei Reime in dreizehn Zeilen gleichmäßig verschränkt, vorkommen, wovon fünf weiblich und acht männlich, oder umgekehrt fünf männlich und acht weiblich sind. Die Deutschen lernten diese Form mit noch mehreren anderen ähnlichen von den

Franzosen kennen. Von den wenigen Gedichten solcher Art sind jene von Hagedorn, Gleim, Götz, v. Halem, G. P. Schmidt, Tiedge, Haug zu bemerken.

Beispiele sind:

Triolet.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neubegrünte Flur!

Hagedorn.

F. v. Hagedorn: Der erste Mai.
N. Götz: Auf den Tod einer bösen Schuldnerin.
A. W. Tiedge: Die Welle.
A. W. Schlegel: Triolet.

Rundgedicht.

Es ist vollbracht! Mein Gönner Alberich
Verlangt durchaus von mir ein Rundgedicht.
Wie mach' ich das? wie soll ich das erringen?
Acht Vers' auf icht und wieder fünf auf ingen?
Das ist fürwahr ein peinlich Halsgericht.
Doch sieh! schon fünf! Wohlan! verzagter Wicht!
Erheitre nur dein düst'res Angesicht,
So wird dir auch der achte Vers gelingen.
Es ist vollbracht!
Fünf Verse noch erheischt des Künstlers Pflicht.
Wenn es mir nun nicht ganz an Hirn gebricht,
So kann ich wohl das Werk zu Stande bringen.
Laß ich nur frisch den zwölften Vers erklingen,
So fehlt gewiß mir auch der letzte nicht.
Es ist vollbracht!

Nach Voiture

Von dem Madrigale.

Unter **Madrigal** versteht man am richtigsten jedes kürzere, gewöhnlich aus einer ungleichen Zahl von Versen bestehende lyrische Gedicht, welches nicht zu einer der vorgenannten Gattungen gerechnet werden kann. Es hat seinen Namen *) wie seine Entstehung den Provençalen zu danken; bald darauf ward es auch bei den Italienern heimisch. Früher war die Zahl der Verse auf nicht weniger als sechs und nicht mehr als funfzehn beschränkt; in der Folge wich man von diesen Vorschriften ab. Das Madrigal hat viele Ähnlichkeit mit dem Epigramme, und beide Dichtungsarten gehen besonders bei den erwähnten Nationen in einander über. Doch bleibt immer ihre Entstehung sowohl als ihre ursprüngliche Tendenz verschieden. Die älteren deutschen Dichter setzten über manche schale Reimerei, der äußeren Form wegen, den Namen des Madrigals; unter den Werken mancher neuern Dichter findet man ohne die Benennung treffliche kleine Stücke dieser Art. Hierher gehören jene von Götz, Voß, Jacobi, Göthe u. s. w.

Beispiele sind:

Beherzigung.

Ach was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Göthe.

---

*) Mardre (Schäfer), Gal (Laut).

Wünsche.

Alle Wege möcht' ich gehen,
Alle Berge möcht' ich steigen,
Mit den Lüften spielend wehen,
Und den Wellen sein zu eigen!

Eh' ich mich in solcher Fülle
Fasse, fliehen Wind und Welle,
Birgt das Land mir Nebelhülle,
Und ich haft' an alter Stelle.

Bernard.

Das Beständige.

Alles hat mir schon gelogen,
Jedes Hoffen mich betrogen,
Alles sich, wie eitel Tand,
Wechselnd von mir abgewandt.
Eines nur blieb mir getreu,
Ewig wahr und ewig neu:
Mein Herz, mein Schmerz.

J. Chr. B. v. Zedlitz.

N. Götz: Weisheit und Liebe. — An Olympia. — Die Lebenszeit.
J. G. Jacobi: Der Hirt und der Förster. — Son pittore anch' io. — April. — Mai.
W. v. Göthe: Wonne der Wehmuth. — Meeresstille. — Glückliche Fahrt. — Hoffnung. — Sorge. — Mars.
A. Schreiber: Körners Eiche.

Anhang zur Theorie der lyrischen Dichtungsarten.

Von dem Räthsel.

In so ferne in dem Räthsel ein Gegenstand oder Begriff durch ein ähnliches Bild umschrieben und verhüllt wird, kann man dasselbe als eine Parabel ansehen. Doch unterscheidet sich das Räthsel von jener darin, daß es nicht auf Anschaulichmachung eines moralischen Satzes als Bestimmungsgrund des Handelns, sondern nur auf Verhüllung abgesehen ist. Eine nothwendige Eigenschaft des Räthsels ist Bestimmtheit, worunter man das Erforderniß versteht, daß die Ähnlichkeit des Bildes auf den zu errathenden Gegenstand ausschließend passe, weil sonst der Enträthselnde keinen sicheren Anhaltspunct hätte.

Nur dann, wenn das verhüllende Bild für die Einbildungskraft auf eine ideale Weise anschaulich gemacht wird, gehört das Räthsel zu den poetischen Darstellungen. In diesem höhern Sinne ward dasselbe aber nur von Wenigen bearbeitet. Treffliche Räthsel der Art hat Schiller geliefert, welche sämmtlich als Muster erscheinen. Bei einigen ist noch das Eigenthümliche der Parabel auf höchst anziehende Weise beigemischt. Zum Beispiel:

Der Mond und die Sterne.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie, und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer kein's verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran;
Die Herde kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an.

Schiller.

Einige Abarten des Räthsels sind: die Charade, der Logogryph, Homonyme und das Anagramm. Wir wollen ihre Unterscheidungsmerkmale kennen lernen.

1) Die Charade (Sylbenräthsel) ist ein Räthsel, in welchem die einzelnen Sylben des zu enträthselnden Namens als für sich bestehende Wörter umschrieben werden. Es wimmelt von derlei Arbeiten, aber höchst wenige erfreuen sich einer poetischen Weihe; die meisten sind nur Spiele des Witzes, viele dieses nicht einmal. Manches Gelungene der Art liefert Theodor Hell in seinen Agrionien.

Beispiel einer Charade.

Kennst du das Reich, ein grüner Teppich breitet
Sich durch die unermess'ne Eb'ne aus;
Doch grünt kein Baum und keine Heerde weidet,
In seinem Innern wohnt ein finst'rer Graus; —
Was nur die Erde trägt, was ihr entsprossen,
Von seinem großen Ring ist es umschlossen.
Die Erste nennt's und baut sich hohe Säulen,
Wenn Aufruhr wild in seinen Gränzen haus't;
Weh denen, die vertrauend in ihm weilen,
Wenn's in der Zweiten zornig geifernd braust.
Im Ganzen seh'n wir oft ein Freudenfeuer;
Und der Entzückung schönste Himmelsfeier,
Was tief die Brust mit heißem Sehnen füllt;
Des trunk'nen Ideales Lichtgebild,
Was sich die Welt zum Höchsten hat erkoren,
Das ward aus seiner Nichtigkeit geboren. —

Ed. Sommer.

2) Der Logogryph (Buchstabenräthsel) ist ein Räthsel, wobei durch Wegnahme, Hinzufügung oder Versetzung eines Buchstabens neue zu enträthselnde Begriffe gebildet werden, durch deren Auffindung der erste Name leichter gefunden wird. Diese Art entfernt sich gemeiniglich noch mehr von der poetischen Darstellung und ist ein bloßes Werk des Verstandes. Zum Beispiele:

Logogryph.

Sechsmal änd're ich,
Vier Zeilen bilden mich.
Erstens: zentnerschwer;
Zweitens: auf dem Meer;
Drittens: wie ein Band;
Viertens: ruhverwandt;
Fünftens: gerngesehn;
Wirst du mir den Kopf abdreh'n,
Kannst du mich im Walde seh'n.

K. v. Tischer.

3) Der Homonyme (Tonräthsel?) ist ein Räthsel, wobei das enträthselnde Wort zwei oder mehrere Begriffe bezeichnet, deren Benennung manchmal dadurch unterschieden wird, daß man den Ton bald auf die eine bald auf die andere Sylbe legt, wie bei »mŏdērn«. Ein Beispiel dieser Räthselart ist

Homonyme.

Wollt ihr euch im Rathen üben,
Geb ich euch ein Wörtchen hin
Aber dreifach ist sein Sinn.
Möchte wohl das Herz betrüben,
Das mich liebte treu und warm,
Kehrt' ich aus der Feinde Schwarm,
Wie es ziemt dem edlen Ritter,
Zu des Söllers trautem Gitter
Aus dem Einen nicht zurück.

Raubte grausam das Geschick
Mir der Heißgeliebten Blick,
Wünschte ich das Andre mir,
Daß mich's trüge schnell zu ihr,
Denn es segelt, wie der Wind,
Selbst durch öde Sandeswüsten
Unaufhaltsam und geschwind.
Wenn nun meine Augen grüßten
Das geliebte holde Kind,
Reichte ich das Letzte ihr,
Und ich weiß, sie dankte mir;
Und erklärt' ich ihr den Sinn,
Nähm' sie's wohl erröthend hin.

F. G. v. R.

4) Das Anagramm (Worträthsel) ist ein Räthsel, welches durch Versetzung der Buchstaben eines Wortes auf solche Weise entsteht, daß durch diese Versetzung eine ganz andere Bedeutung erscheinet. Gewöhnlich nennt man das Räthsel, wo das Wort gerade und dann rückwärts gelesen einen verschiedenen Sinn gibt, Anagramm. Zum Beispiel:

Worträthsel.

Drei Sylben — o geliebte Wohnung!
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte nichts mir zur Belohnung
Als umgekehrt die drei zu sein.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben
Hat Iffland d'rin der deutschen Welt,
Zwei wackre Deutsche dargestellt.

F. Kind.

Biographische und kritische
Notizen
von den
vorzüglichsten lyrischen Dichtern Deutschlands *).

Nach ihrer chronologischen Folge geordnet.

Martin Opitz von Boberfeld,

geboren zu Bunzlau in Schlesien, am 23. September 1597; starb als Historiograph des Königs von Pohlen zu Danzig, am 6. September 1639 an der Pest.

Nachdem er zu Breslau und Beuthen studirt, und sich besonders zu Frankfurt an der Oder der Jurisprudenz und der Dichtkunst mit Eifer gewidmet hatte, trat er als Erzieher, Professor, Secretär in die Dienste mehrerer Großen der damaligen Zeit, ging nach den Niederlanden, nach Holstein, Liegnitz, folgte dem Bethlen Gabor nach Weißenburg in Ungern, kehrte aber das Jahr darauf wieder nach Liegnitz zurück, und nahm überall die Achtung seiner Zeitgenossen mit sich. Er war fortwährend mit der Verfassung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke beschäftigt, von welchen seine »deutschen Gedichte« viel Aufsehen machten. Im Jahre 1624 erschien auch sein Buch »von der deutschen Poeterei,« die erste Grundlage zu einer deutschen Poetik. In Wien erhielt er wegen eines Trauergedichtes auf den Tod des Erzherzogs Carl den poetischen Lorberkranz aus den Händen Ferdinands II., und nach einigen Jahren die Adelswürde. Zu Paris, wohin er im Jahre 1630 kam,

*) Nach Göthe, Herder, Horn, Naßmann, Tiedge, Wachler u. a. m.

lebte er mit Hugo Grotius in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und kehrte am Ende desselben Jahres mit antiquarischen und literarischen Schätzen nach Breslau zurück. Der König von Pohlen, Uladislaus IV., welcher Opitzen aus seinen Gedichten kannte, verlangte dringend, daß er in seine Dienste trete. Opitz that es endlich unter höchst vortheilhaften Bedingungen, und lebte auch in diesem neuen Verhältnisse mit literarischen Arbeiten überhäuft. Noch Vieles und Bedeutendes erwartete man von dem gelehrten Manne, als ihn der Tod in der Fülle seiner Jahre dahinraffte.

Mit dem Namen Opitz beginnt eine neue Epoche in der deutschen Literatur; denn dieser Dichter brach der deutschen Poesie eine neue Bahn, und wird daher nicht mit Unrecht ihr Vater und Wiederhersteller genannt, so wie er deßhalb gegründeten Anspruch auf die Anerkennung und Bewunderung der Nachwelt hat. Wenn man sich den damaligen Zustand der deutschen Sprache zurückruft, so muß man dem Stile, der in Opitzens Schriften herrscht, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Er schrieb Epigramme, poetische Episteln, Lehrgedichte, Lieder, Sonette, Tragödien und Opern, so wie er überhaupt zu den fruchtbarsten Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gehört. Die meisten der didactischen Gedichte haben den Fehler der Weitläufigkeit und der Zerstreutheit nach vielen Seiten hin. Nur zuweilen, wenn er sich in denselben harmonischer begränzt, fühlen wir uns durch männliche Darstellung angezogen. So gibt auch seinen poetischen Episteln nur die Persönlichkeit, welche sich darin ausspricht, Interesse und Werth.

Seine Epigramme sind meistens Nachahmungen, oder Übersetzungen aus der Anthologie, dem Dionysius, Cato, Martialis und anderen neueren lateinischen Dichtern. Opitzens glänzendste Sphäre sind seine rein lyrischen Gedichte; hier stört ihn keine einseitige Reflexion, und die Sprache, die sich ihm in seinen didactischen Gedichten nicht selten weigert, zeigt sich hier in Mannigfaltigkeit, manchmal sogar in Pracht und Fülle. Unter den Liedern zeichnen sich die geistlichen,

besonders die Umschreibung des Salomonischen Liedes und die oft meisterhaften Nachbildungen der Psalmen durch kräftigen Ausdruck und metrischen Wohllaut aus. Von den kleinen, scherzhaften Liedern sind viele kalt und dürftig, und mehrere gefallen nur durch die Darstellung seiner anziehenden Persönlichkeit. Im Sonett ist Opitz fast bloß Nachahmer, wenn auch nicht ohne Verdienst in Rücksicht der äußeren Form.

So ungleich auch die Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit dieses von Zeitgenossen hochgefeierten Mannes in neuerer Zeit beurtheilt worden sind, so waltet doch über seine Verdienste um deutsche Sprache und Literatur kein Zweifel ob. Zum Dichter fehlte ihm wohl schöpferisch reiches Erfindungsvermögen, die über alles Gegebene waltende Begeisterung und die freie Bildungskraft; er war abhängig vom Stoffe, den er künstlerisch gestaltete. Aber vieles Treffliche des Alterthums und des Auslandes ward durch ihn auf vaterländischen Boden verpflanzt; überall offenbarte sich sein richtiger Sinn für das Musterhafte, sein kunstmäßiges Verfahren, seine Besonnenheit; nicht überall Strenge in Arbeiten und Feilen. Es blieb ihm Hauptangelegenheit seines rastlos thätigen Lebens, der deutschen Sprache Freunde und Verehrer zu gewinnen, den Kunstwerken derselben Eingang im gebildeteren Kreise zu verschaffen, und sie des Vorzuges, welchen er für sie ansprach, immer würdiger erscheinen zu lassen. Auch ist diese Absicht vollständig genug erreicht worden; ein zahlreicher Lesekreis hat sich für vaterländische Literatur gebildet und erhalten *).

Fridrich Freiherr von Logau,

geboren in Schlesien, im Jahre 1604; starb als Herzogl. Kanzellei-Rath zu Liegnitz, am 25. Julius 1655.

Frühe schon hatte er sich der Dichtkunst gewidmet, und die Weise seines Vorgängers und Zeitgenossen Opitz befolgt; spä-

*) S. Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur. Frankfurt 1819.

ter verlegte er sich ausschließend auf die Verfertigung von Epigrammen, deren er eine ungewöhnlich große Menge (es sind ihrer 3553) geliefert, und unter dem angenommenen Namen »Salomo von Golau« herausgegeben hat.

Eine große Anzahl dieser Sinngedichte erscheinet dürftig und gemein, abhängig von erzwungenem Witze, geistesarmer Wortspielerei und gesuchten Mißverständnissen; indeß darf die seltene Anlage des Dichters deßhalb nicht verkannt werden; viele Epigramme zeichnen sich durch treffenden malerischen Ton, andere durch beredte Kürze, andere durch schlagend wirkende Spitze, einige durch schalkhaften Muthwillen, andere durch strengen Ernst, wenige durch Zartgefühl und edle Feinheit aus. Auch kann ihm eine reiche Gabe der Erfindung nicht abgesprochen werden. Lessing und Ramler haben das Beste aus der beinahe verlornen Sammlung seiner Epigramme gesammelt, und mit beigefügten kritischen Anmerkungen herausgegeben.

Paul Flemming,

geboren zu Hartenstein im Vogtlande, am 17. Jänner 1609; starb zu Hamburg, am 2. April 1640.

Einer der berühmtesten und seelenvollsten Dichter seiner Zeit. Er ward auf der Fürstenschule in Meissen für die schönen Wissenschaften gebildet, und hatte in Leipzig die Arzneiwissenschaft studirt, als ihn die Drangsale des Krieges veranlaßten, fern von seinem Vaterlande ein Unterkommen zu suchen. Er trat der Reisegesellschaft bei, welche (1633) Fridrich, Herzog von Schleswig-Holstein, nach Moskau abgehen ließ, um seinem Lande Handelsvortheile zu erwerben; und schloß sich einer zweiten an, die Ähnliches in Ispahan bewirken sollte. Die Anstrengungen und Mühseligkeiten dieser Reisen hatten seine Kräfte erschöpft; er starb nach kaum zurückgelegtem ein und dreißigsten Lebensjahre, als er sich als Arzt zu Hamburg niederlassen wollte. Flemming steht unter den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts als leuchtendes Haupt da, das über alle andern

mächtig hervorragt. Wenn wir die ganze Reihe seiner Poesien mit Aufmerksamkeit betrachten, so finden wir überall in ihnen einen kühnen, kräftigen, in sich selbst vollkommen einigen Geist, dem sich nichts Unklares, und ein freies und tiefes Gemüth, dem sich nichts Unheiliges aufdringen darf. Ihm gab die Natur Sprache und Kraft, das heilige Gefühl der Religiosität, von dem seine Brust durchglüht war, in herrlicher Melodie des Rhythmus reiner und gediegener auszusagen, als die meisten der späteren Dichter. Die Mehrheit seiner Arbeiten bestehet in Gelegenheitsgedichten, die sich aber auch dann, wenn sie alltägliche Lebensverhältnisse betreffen, oft über den gewöhnlichen Zuschnitt erheben. Flemmings eigenthümliche dichterische Anlage und Stärke zeigt sich in seinen Liedern und Sonetten, in welchen sich das reiche Gemüth des Dichters abspiegelt, und aus denen schwärmerische Zärtlichkeit, deutsche Treue, reine Heiterkeit, kindlich froher Übermuth und fromme Sittsamkeit sprechen. Ein großer Theil der Flemming'schen Gedichte ist verloren gegangen; die vorhandenen sind ohne Überarbeitung und Auswahl von dem Kaufmanne Niehusen aus Reval, mit dessen Tochter der Dichter verlobt war, zum Drucke befördert worden.

Fridrich von Hagedorn.

(Siehe: Band I. Seite 141.)

Seine Epigramme sind in Rücksicht auf die vorhergegangenen von Opitz, Logau, Wernicke nicht sehr bedeutend; die Lehrgedichte stehen, als Rhapsodien, welche moralische Wahrheiten, mit horazischen Charakterzeichnungen durchwebt, auf anständige Weise mittheilen, jenen Haller's nicht unwürdig zur Seite, und übertreffen sie beinahe an Deutlichkeit und gefälliger Form. Seine Lieder haben Leichtigkeit, lachende Anmuth und bezaubernde Natürlichkeit; besonders sind viele derselben glücklich erfunden und gewandt durchgeführt. Zum Odenschwung erhebt sich Hagedorn nie, aber sein Versbau ist, zumal mit Rücksicht auf jene dichterarme Zeit, in

der er lebte, ungemein wohllautend, und läßt alles, was Gutes in der Art vor ihm vorhanden war, weit zurück.

Albrecht von Haller,

geboren zu Bern, am 16. October 1708; starb ebendaselbst als Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und Amann seiner Vaterstadt, am 12. December 1777.

Schon in der frühesten Jugend fing der körperlich schwache Knabe an, seine herrlichen Geistesgaben zu üben, und die lateinischen Dichter erweckten bald sein poetisches Talent. In seinem fünfzehnten Jahre studirte er zu Tübingen die Arzeneikunde, und hatte damals schon ein episches Gedicht von mehr als viertausend Versen und verschiedene Trauerspiele und Idyllen vollendet, die er indeß sämmtlich vierzehn Jahre nachher mit rühmlicher Selbstverläugnung vernichtete. Nach zwei Jahren ging er nach Leyden, und erlangte dort in seinem neunzehnten Jahre die Doctorswürde. Hierauf besuchte er England und Frankreich. Im folgenden Jahre war er in Basel, und der Bereisung seiner vaterländischen Gebirge verdanken wir das beschreibende Gedicht: »die Alpen.« Er widmete sich mit vollem Eifer und mit dem glücklichsten Erfolge seinen Berufsstudien, aber der Umstand, daß er ein Dichter sei, war ihm bei Beförderungen ein Hinderniß. So sehr er indessen Anfangs gegen manche Verhältnisse kämpfen mußte, so ermüdete doch sein Streben nicht, bis sein Verdienst allgemein anerkannt worden. Zu Göttingen, wohin er in seinem acht und zwanzigsten Jahre als Professor der Anatomie und Botanik berufen wurde, war er durch siebzehn Jahre wirksam. Ganz Europa sah auf den jungen Gelehrten, dessen Fleiß beinahe das Unmögliche vollbrachte. Viele Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; Franz I. erhob ihn in den Adelstand, und Georg III. ernannte ihn zu seinem Staatsrath. Im Jahre 1753 nahm er von Göttingen seine Entlassung, und lebte bis an seinen Tod in Bern, noch immer wohlthätig für das Vaterland und für die Wissenschaften wirkend. Die Verdienste, welche er um die Anatomie, Physiologie und Botanik sich erwarb, anzuführen, gehört nicht in den

Zweck dieser Blätter; seine Gelehrsamkeit in diesen Fächern erwarb ihm den Namen des Großen. Aber auch als Dichter steht er für die Zeit, in welcher er schrieb, auf einer bedeutenden Stufe. In seinen Gedichten, die in vielen Ausgaben erschienen, äußert sich Kraft und Feuer und ein unverdroß'nes Ringen mit der Sprache, um seinen Versen die ganze gedrungene Fülle zu geben, die ihnen eigen ist. Am erfreulichsten erscheint seine Poesie in den wenigen elegischen Gedichten, welche er uns hinterlassen hat. Der tiefste Schmerz, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinsten und kräftigsten Sprache mild umgeben. Unter den höheren Lehrgedichten gilt das, »über den Ursprung des Übels« (1734) als das gehaltreichste und gelungenste. In dem beschreibenden Lehrgedichte: »die Alpen,« ist die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die sie schildert; doch die Gedanken sind kühn und feurig, und großartig die Schilderungen einer großen Natur. Der Lehrstil waltet vor. Seine Satyren sind der Wiederschein eines männlich strengen Gemüths, oft Ergüsse eines edlen Unwillens. Unter den rein lyrischen Dichtungen zeichnet sich die nicht vollendete Ode »an die Ewigkeit« durch Tiefe und Begeisterung aus; beinahe alle übrigen sind zu kalt und dürftig, um gehörig wirken und ergreifen zu können; in den meisten hat der Lehrton das Übergewicht. Im vorgerückten Alter gab Haller noch drei politische Romane: »Usong,« »Alfred« und »Fabius und Cato« heraus.

Christian Fürchtegott Gellert.

(S. Band I. Seite 142.)

Seine Lehrgedichte stellen sittliche Betrachtungen und Schilderungen auf gefällige Weise dar. Von höherem Werthe sind noch seine geistlichen Lieder, welche ein von Liebe und Ehrfurcht für das Heiligste durchdrungenes Herz offenbaren, durch lebendige Wahrheit des Gefühls trösten, bessern, stärken; die oft durch Reinheit des himmlischen Sinns begeistern, oft wichtige, erhebende Betrachtungen enthalten.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

(S. Band I. Seite 144.)

Das freundschaftliche Verhältniß, in welchem Gleim und Jacobi lebten, gab jenen poetischen Episteln ihr Dasein, welche vor einigen Jahrzehenden die allgemeine Theilnahme des gebildeten Deutschlands erregten. Sie sind Äußerungen freundschaftlicher Gefühle, verbunden mit Aussprüchen reiner Lebensweisheit in einem anziehenden, poetischen Gewande, nur manchmal etwas zu tändelnd. Von den Epigrammen ziehen wenige durch natürlichen Witz an; die Satyren haben geringen Gehalt. »Halladat« oder »das rothe Buch« ist eine Sammlung von Betrachtungen und Belehrungen über Gott, Tugend und menschliche Bestimmung; es zeichnet sich durch hohe Einfalt und tiefen Sinn aus. Gleim's anakreontische Lieder sind oft anmuthig und zart, oft allzu nachlässig und gedankenarm. Seine »Kriegslieder eines preußischen Grenadiers« aber reichen völlig hin, um seinen Dichterruhm für immer zu gründen, und so lange noch die deutsche Sprache gesprochen wird, werden diese Gedichte fortleben, denn ihr Leben ist kein von außen her angenommenes, sondern ein inneres, eigenes, das eben deßhalb nicht untergehen kann.

Abraham Gotthelf Kästner,

geboren zu Leipzig, am 27. September 1719; starb als Großbrittanischer Hofrath und Professor der Naturlehre und Mathematik zu Göttingen, am 20. Juni 1800.

Er studirte zu Leipzig unter seinem Vater, der daselbst Professor war. Im Jahre 1756 ward er nach Göttingen berufen. Er gab sehr viele gelehrte Schriften heraus, ist aber vorzüglich als Epigrammen-Dichter bekannt und beliebt. Seine »Sinngedichte und Einfälle« gehören zu den vorzüglichsten der deutschen Literatur; viele haben launigen Witz, viele sind beißend scharf; die meisten beziehen sich auf persönliche Zeitverhältnisse, und verschafften dem Verfasser manche Feinde. In seinen Lehrgedichten herrschet Kälte und Schulgelehrsamkeit vor.

Johann Peter Uz,

geboren zu Anspach, am 3. October 1720; starb ebendaselbst als preußischer geheimer Justizrath und Director des Landgerichtes zu Anspach, am 12. Mai 1796.

Frühe schon widmete sich der hoffnungsvolle Knabe der Malerei und Poesie, welche letztere der Jüngling auf der Universität zu Halle ausbildete. Hier schloß er mit seinem Zeitgenossen Gleim ein inniges Freundschaftsbündniß, und beide arbeiteten im Vereine mit Götz für Deutschlands Literatur. Im Jahre 1749 erschien eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, welche seinen Ruf als Dichter begründete. In der Folge zogen ihn seine gehäuften Amtsgeschäfte von den poetischen Arbeiten ab, welche er im Jahre 1768 mit der Herausgabe seiner gesammelten Gedichte in zwei Bänden durch Ch. F. Weiße schloß. Uz ist als deutscher Oden- und Liederdichter in jeder Zeit bemerkenswerth. Er ist ein Dichter, der die Sprache beherrscht, und der mit einer ganz besonderen Strenge und Sorgsamkeit selbst im Einzelnen nach einer bessern Correctheit strebt. In seinen poetischen Briefen herrschet der edle Weltton heiterer Lebensweisheit, bisweilen mit feinem Spotte gewürzet. Sein Lehrgedicht: »die Kunst, stets fröhlich zu sein,« zeichnet sich unter den vielen ähnlichen Versuchen damaliger Zeit durch gefällige Darstellung vortheilhaft aus. Seine Hymnen kommen, was fromme Erhabenheit und religiöses Gefühl betrifft, den Klopstock'schen sehr nahe. Höheres dichterisches Verdienst haben noch die philosophischen Oden; sie sind gedankenreich, kräftig angelegt, oft voll kühner, lyrischer Begeisterung; die Sprache ist bis auf kleine, jener Zeit angehörende, Mängel vortrefflich, der Versbau musterhaft. Seine leichten scherzhaften Lieder, wovon mehrere nach französischen Vorbildern geschaffen wurden, können mit jenen Hagedorn's wetteifern, und stehen diesen nur rücksichtlich der fließenden Gewandtheit etwas nach. Uz hat zuerst durch sein Beispiel gezeigt, welcher Erhabenheit und welches Wohllauts unsere Sprache, selbst unter den Fesseln des Reims, fähig ist.

Johann Nikolaus Götz,

geboren zu Worms, am 9. Juli 1721; starb als Baden-Durlachischer Superintendent zu Winterburg, am 4. November 1781.

In früheren Jahren Erzieher und dann Pfarrer, gelangte er durch seine seltenen Gaben zu jener bedeutenden Stelle. Er ist einer der angenehmsten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts. Seine poetischen Gebilde sind zum Theile noch heut zu Tage unerreichte Meisterstücke, herrlich entfaltete Blüthen naiver Kunst, anmuthige Spiele einer reichen Einbildungskraft, ausgezeichnet durch rührende Einfalt und Wahrheit, durch gemüthliche Behaglichkeit, durch feinen Schmuck und leichten Witz. Sie sind mit einer peinlichen Sorgfalt gearbeitet, welche vielleicht beispiellos in ihrer Art genannt werden kann. Seine Gedichte, worunter Allegorien, Idyllen, Elegien, Epigramme, Lieder sich befinden, sind in zwei Bänden gesammelt herausgekommen.

Anna Luise Karschin, geb. Dürbach,

geboren unweit Züllichau in einer Meierei, der Hammer genannt, am 1. December 1722; starb zu Berlin, am 12. October 1791.

Nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters wurde sie bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ihre Talente zeigten schon damals die Fortschritte, welche sie in verschiedenen Wissenschaften machte. Aber die Mutter, welche sie für die häusliche und für die Landwirthschaft aufziehen wollte, nahm sie von ihrem Oheime weg, und ließ sie drei Jahre lang die Kühe weiden. Durch ungewählte Lectüre, welche sie sich bei dieser Beschäftigung zu verschaffen wußte, so wie durch ihr richtiges Gefühl für die schöne Natur wurde ihre Fantasie genährt, und in diese Zeit fallen ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Gedichte, denen man trotz ihren Fehlern einige Bewunderung nicht versagen kann. Zwei Mal auf höchst unglückliche Weise vermählt, lebte sie längere Zeit in den unangenehmsten Verhältnissen und in der drückendsten Armuth, bis sie im Jahre 1761 durch die Großmuth des Barons v. Kottwitz in dessen Hause

zu Berlin aufgenommen, und mit allem Nothwendigen reichlich versehen wurde. Sie erschien nun in den vorzüglichsten Gesellschaften, und allenthalben bewunderte man ihre Fertigkeit, Gedichte aus dem Stegreife zu verfertigen und sogleich niederzuschreiben. Von Ramler, Sulzer, Krünitz und Andern ermuntert und unterstützt, bekam ihr Geist einen neuen Schwung, und im Jahre 1763 erschien zuerst, von Gleim herausgegeben, eine Sammlung ihrer Gedichte. Dieser folgten mehrere neuere Poesien. Es ist nicht zu läugnen, daß viele Stellen in ihren Gedichten alltäglich und prosaisch sind, ja daß, wenn die Dichterin im neunzehnten Jahrhundert aufgetreten wäre, ihre Verse vielleicht ganz unbeachtet geblieben sein würden; aber man muß auch bedenken, daß sie sich im Anfange bloß durch sich selbst und nach schlechten Mustern gebildet, und daß sie oft drückende Armuth nöthigte, durch flüchtige Arbeiten einigen Unterhalt zu erwerben. Ihre Tochter, Car. v. Klenke, gab im Jahre 1797 eine vermehrte Sammlung der besseren Gedichte ihrer Mutter heraus.

Dr. Johann Andreas Cramer,

geboren zu Jöhstädt bei Annaberg, am 29. Jänner 1723; starb als Professor der Theologie und Prokanzler der Universität zu Kiel, am 12. Juni 1788.

Er lag zu Leipzig unter den dürftigsten Umständen dem Studium der Theologie ob. Später trat er in Verbindung mit Ebert, J. E. Schlegel, Klopstock, Gellert, Rabener u. s. w., welche zu Leipzig zu ähnlichen Zwecken, wie sie einige Jahrzehende darauf jener Dichterverein zu Göttingen hatte, sich verbanden. In der Folge stieg er von Stelle zu Stelle, bis er jene Würde erhielt, welche er bei seinem Ende bekleidete. Seine Gedichte, die in zwei Bänden herauskamen, besonders seine Hymnen, athmen hohe Kraft und wahre Religiosität. Außerdem zeichnen sie sich durch den eigenthümlichen Vorzug populärer Erhabenheit und eines kühnen inneren Lebens, durch treffliche Versification und leichten Gebrauch des Reimes aus. Die umschreibende Nachbildung der »Psalme« und die

»geistlichen Lieder« haben nicht bloß großes rythmisches, sondern auch viel dichterisches Verdienst, wenn gleich die Darstellung gedrängter sein könnte. Cramer nahm den Ruhm eines kenntnißreichen Gelehrten, eines talentvollen, vorzüglichen Dichters, eines kräftigen Kanzelredners, und überhaupt eines Mannes von der gemeinnützigsten Thätigkeit und dem edelsten Charakter mit sich.

Fridrich Gottlieb Klopstock.

(S. Band I. Seite 145.)

Tönenden Schwungs aufbrauset der Aar züm flammenden Lichtquell,
Schwelgend mit trunkenem Blick, selig im himmlischen Strahl!

Bernard.

Klopstock ist unstreitig einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter. Von ihm sagt Herder so schön als treffend: »Klopstock hat nicht nur Griechen und Römer uns näher gebracht, daß wir ihre lyrische Kunst natürlicher ansehen, richtiger schätzen, anmuthiger und würdiger gebrauchen können, sondern, was ungleich mehr sagt, er hat uns in diesen Gedanken- und Empfindungsweisen der Alten für unsere eigensten und reinsten Empfindungen gleichsam eine neue Sprache geschaffen, und damit dem innigsten Gemüthe eine Bildung, der Seele eine Selbsterkenntniß, dem Herzen einen Ausdruck, der Sprache eine Zartheit, Fülle und Wohlklang verliehen, von der man vor ihm nicht träumte.« Seine zarten Elegien drücken die Empfindungen der Wehmuth mit unbeschreiblicher Milde und Treue aus. Als Oden-Dichter steht er in Deutschlands Literatur unübertroffen da. Die vollständigste Sammlung derselben ist jene, welche in zwei Bänden im Jahre 1798 zu Leipzig erschien. Durch sie wird dem Leser die innere Welt eines schönen Gemüthes von seiner Jugend bis zu den Erinnerungen eines fröhlichen Alters klar, und Wohlklang und Angemessenheit des Ausdrucks zeichnet jedes der einzelnen Gedichte aus. Hohe Correctheit und Eigenthümlichkeit nach den verschiedenen darzustellenden Gefühlen sind Vorzüge, welche die äußere Form der Klopstock'schen Oden

erheben. Aber auch der Inhalt derselben ist würdig, auf so vorzügliche Weise ausgedrücket zu werden. Die Empfindungen, welche ausgesprochen werden, sind patriotische, menschliche, wahrhaft weise Gesinnungen, und daher im hohen Grade poetische. Insbesondere stehen die philosophischen Oden in der ganzen Sammlung, wie Blumen im Thal zwischen Cypressen, Thränenweiden und Eichen. In den Hymnen und geistlichen Liedern herrscht hohe Kraft und Salbung.

Carl Wilhelm Ramler,

geboren zu Colberg, am 25. Februar 1725; starb zu Berlin, am 11. April 1798.

Früher war er Professor der schönen Wissenschaften, und dann Mitdirector des Theaters zu Berlin gewesen. Durch diesen Schriftsteller fand Horaz in Deutschland zuerst allgemeineren Eingang, so wie überhaupt von dieser Zeit die rein lyrische Poesie von den Deutschen mehr gewürdigt wurde. Durch seine gehaltvollen Gelegenheitsgedichte erregte er großes Aufsehen, und bald nahm er unter den geachtetsten deutschen Sängern eine nicht unbedeutende Stelle ein. Wenn auch viele seiner Oden nur Nachahmungen von horazischen sind, und überhaupt Originalität der Erfindung und eigener Gedankenreichthum an seinen dichterischen Werken nicht gerühmet werden kann: so ist doch die strenge Correctheit und die hohe Sorgfalt zu loben, mit welcher er jedes seiner Gedichte ausstattete. Rücksichtlich der äußeren Form ist daher Ramler ein vollkommenes Muster der Ode; jedes Wort ist abgewogen, abgemessen, abgezählt; jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet; jede Freiheit nicht bloß Licenz, sondern Muster; seine undeutschen Redensarten bereichern die Sprache, seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht; der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verursacht, ein Werk des Vorsatzes und des Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens; sein Mangel an der Cäsur bisweilen und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen

Lautes, um Nachdruck anzukündigen *). Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode zu Berlin im Jahre 1800 in zwei Bänden vollständig gesammelt, unter welchen nebst den Oden mehrere Cantaten sich finden, die nicht ohne dichterisches Verdienst sind. Unter Ramlers prosaischen Werken sind die Übersetzung von Batteux's »Einleitung in die schönen Wissenschaften« und dessen »kurzgefaßte Mythologie« die bekanntesten.

Johann Jakob Dusch,

geboren zu Zelle, am 12. April 1725; starb als Professor und zweiter Director am Gymnasium zu Altona, am 18. December 1787.

Er studirte zu Göttingen Theologie und schöne Wissenschaften, vorzüglich die englische Literatur; bis er im Jahre 1766 die angezeigte Stelle erhielt, nachdem er seit dem Jahre 1756 zu Altona gelebt hatte. In seinen Lehrgedichten findet man einen gefälligen Vortrag mit Wahrheit verbunden, aber der Mangel dichterischer Einbildungskraft wird allenthalben fühlbar; daher erscheint die Darstellung bald zu blühend und geziert, bald matt und schleppend. So günstig man auch in früherer Zeit, mit Ausnahme Lessing's, über Dusch und seine Schriften geurtheilt hat, so werden sie doch in unseren Tagen wenig oder nicht beachtet. Seine poetischen Werke sind zu Altona in drei Bänden gesammelt herausgekommen.

Christian Felix Weiße,

geboren zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, am 28. Jänner 1726; starb als Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, am 16. December 1804.

Er studirte zu Altenburg an dem Gymnasium, an dem sein Vater Director war, und dann zu Leipzig, nachdem er früher durch längere Zeit einen Grafen Geiersberg als Erzieher begleitet hatte. Hierauf blieb er zwei Jahre ohne bestimmte Beschäftigung, bis er im Jahre 1762 Kreissteuereinnehmer wurde, welches Amt er bis an sein Ende behielt. Weiße gehört unter die verdienstvollsten Menschen seiner Zeit, dessen Wirken auf die

*) Herder: Über die Horaz. Ode.

Bildung der deutschen Jugend sowohl, als auf die der ganzen Nation bedeutenden Einfluß hatte. In Verbindung mit Lessing arbeitete er für das deutsche Theater, übersetzte verschiedene französische Schauspiele, und seine späteren deutschen Opern erhielten sich lange Zeit mit vielem Beifalle auf der Bühne. Das größte schriftstellerische Verdienst erwarb er sich aber durch die Herausgabe seiner trefflichen Jugendschriften, worunter sein »Kinderfreund« die vorzüglichste ist. Den hohen Werth derselben verbürget ihre schnelle und allgemeine Verbreitung. Wenn auch Manches in denselben für die jetzigen Zeitverhältnisse nicht mehr sich eignet, so wurde doch von neueren Jugendschriftstellern Vieles aus ihnen geschöpfet. In der Sammlung seiner kleinen lyrischen Gedichte zeichnen sich die »Amazonenlieder,« die Nachbildung der Kriegslieder des Tyrtaeus, und insbesondere die »Kinderlieder« durch zarte Einfalt und Leichtigkeit, und durch eigenthümlichen Werth aus. Was in Weiße's Schriften vorzüglich anzieht, ist seine liebenswürdige Persönlichkeit, die in denselben mit sanfter Freundlichkeit waltet.

Gotthold Ephraim Lessing.

(S. Band I. Seite 146.)

Unter den dichterischen Arbeiten Lessing's erfreuen sich dessen Sinngedichte, und zwar mit Recht, eines großen Ruhmes. Er fing zuerst an, die Theorie dieser Dichtungsart zu begründen; indessen betrachtet er das Epigramm nur als Aufschrift. Wenn auch die glücklichen Einfälle in Lessing's Sinngedichten großen Theils von Andern entlehnt sind, so wurden sie doch durch geistvolle Einkleidung des Dichters Eigenthum. Natürlicher, treffender Witz ist in denselben eine oft wiederkehrende Erscheinung. Seine Lehrgedichte unterscheiden sich von den vielen gleichzeitigen kaum durch etwas mehr, als durch Gesundheit und Helligkeit eines unter allen Umständen selbstthätigen und freie Bewegung erstrebenden Verstandes. Die leichten scherzhaften Lieder Lessing's stehen den besseren ihrer Zeit zwar nicht nach, können aber auf eine besondere Auszeichnung keinen Anspruch machen.

Michael Denis,

geboren zu Schärding in Baiern, am 27. September 1729; starb als Hofrath und erster Custos der Hofbibliothek zu Wien, am 29. September 1809.

Nachdem er sich mit vieler Neigung und mit ausgezeichnetem Erfolge in Passau den Wissenschaften gewidmet hatte, trat er in seinem achtzehnten Jahre in den Orden der Gesellschaft Jesu. Noch vor Aufhebung dieses Ordens ward er als Lehrer der schönen Wissenschaften und der Literatur an der Theresianischen Akademie angestellt. Als dieses Institut aufhörte, erhielt er die Stelle eines zweiten Custos der Hofbibliothek, nachdem er früher schon für die, dem Theresianum zugehörige Garellische Bibliothek viel Verdienstliches geleistet hatte. In immerwährender Beschäftigung mit den Wissenschaften lebte er nun bis an sein spätes Ende. Sein wohlthätiger Einfluß auf das Fortschreiten der Literatur und auf die Veredlung des Geschmackes im südlichen Deutschland ist unverkennbar. Wenn auch seine lyrischen Gedichte nicht auf hohen poetischen Werth Anspruch machen, so sind sie doch als Bestrebungen in einer Zeit, wo noch so wenig für die deutsche Dichtkunst geschehen war, der rühmlichsten Erwähnung würdig. Nicht ganz glücklich war der Versuch, Ossian's Lieder in deutschen Hexametern wiederzugeben, weil dieses Versmaß für die hohe lyrische Begeisterung, die in jenen Gedichten weht, nicht ganz passend ist. Seine übrigen wissenschaftlichen Leistungen für Bücherkunde und Literaturgeschichte sind höchst verdienstlich. Denis hat den großen Sinn, die Redlichkeit und heiße Vaterlandsliebe der Vorfahren in den Herzen der Enkel von Neuem angefeuert, alte Tugend und alte Sitte mit Begeisterung gepriesen, und durch seine ruhmwürdigen Bestrebungen den Anspruch auf ein dankbares Andenken der Nachwelt begründet.

Gottlieb Conrad Pfeffel.

(S. Band I. Seite 152.)

Dieselben Vorzüge, welche seine Fabeln und Erzählungen schmücken, finden sich in den meisten seiner Episteln und Lie-

der, welchen oft französische Vorbilder zum Grunde liegen. Die Epigramme dieses Dichters zeichnen sich beinahe sämmtlich durch treffenden Witz und originelle Neuheit der Gedanken aus, sie sind aber durchaus satyrischer Tendenz; ein Beweis, daß sie mehr nach der Schule der Römer, als nach den griechischen Epigrammen gebildet worden.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg,

geboren zu Tondern in Schleswig, am 3. Jänner 1737; starb als Mitdirector des Lotto-Justizwesens zu Altona, am 1. November 1823.

Er studirte zu Jena, nahm aber bald darauf Kriegsdienste, und ward Rittmeister, bis er nach des Königs Fridrich V. Tode für gut fand, in den Civilstand zurückzutreten. Nachdem er früher mehrere Stellen mit Ruhme bekleidet hatte, erhielt er im Jahre 1785 das angezeigte Amt, welches er bis an sein plötzliches und sanftes Ende versah. In Gerstenberg vereinigten sich die herrlichsten Geistes- und Dichtergaben. Noch im hohen Alter konnte er den Plato und Aristoteles in der Ursprache lesen. Seine Dichterwerke, welche im Jahre 1816 in drei Bänden gesammelt ausgegeben wurden, machten zur Zeit, als sie zuerst erschienen, großes Aufsehen, und wurden von Weiße und Lessing lobend gewürdigt. In seinen Scaldengesängen horchte der Dichter, wie Klopstock sagte, sorgsam auf das Wehen des Laubes in den vaterländischen Hainen; in vielen seiner Lieder erklangen die zartesten Töne des anakreontischen Scherzes. Aber seiner Fantasie stand, wo es bloß die Kritik galt, wieder das feinste Urtheil zur Seite.

Carl Fridrich Kretschmann,

geboren zu Zittau am 4. December 1738; starb als Gerichts-Actuar ebendaselbst, am 16. Januar 1809.

Im Jahre 1757 studirte er zu Wittenberg die Rechte, zu welcher Zeit er seinen Vater und durch den Krieg sein ganzes Vermögen verlor. Er gab unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde frühe schon einige Bardiete heraus, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Aber auch

in seinen Sinngedichten und scherzhaften Liedern erkennt man einen gebildeten Geist, der die Resultate seines Denkens und Empfindens in einer größten Theils angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach französischer Leichtigkeit die deutsche Kraft und Fülle aufopferte. Dieser Dichter versuchte sich auch mit Glück in verschiedenen andern Dichtungsarten, worunter seine Fabeln bemerkenswerth sind. Seine sämmtlichen Werke kamen in den Jahren 1784—1805 in sieben Bänden zu Leipzig heraus.

Christian Fridrich Daniel Schubart,

geboren zu Ober-Sontheim am 26. März 1739; starb als Director der würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart, am 10. October 1791.

Das Erdenschicksal dieses Dichters war nicht freudenreich. In den ersten Jugendjahren zeigte er wenig Fähigkeiten, als mit einem Male sein Talent und zugleich seine unwiderstehliche Neigung zur Musik erwachte. Frühe schon sich selbst überlassen, studirte er zu Nördlingen, dann zu Jena, wo eine regellose Lebensart seine Gesundheit und seine Vermögensumstände zerrüttete. In der Folge wurde er Schullehrer zu Gaislingen, und hierauf Musik-Director zu Ludwigsburg. Hier wurde er wegen seines Lebenswandels in das Gefängniß geworfen und bald darauf wegen mancher Pasquille und beißender Parodien seiner Stelle entsetzt und des Landes verwiesen. Nun warf ihn sein Schicksal in die verschiedensten Verhältnisse, von welchen manche für ihn sich erfreulich gestaltet haben würden, wenn sein unstäter Geist ihm erlaubt hätte, in eine geordnete Lebensweise sich beharrlich zu fügen. So trieb ihn sein Unstern oft vom Gipfel des Glückes hinweg in die mißlichsten Lagen, und seine nicht zu bezähmende Neigung zur beißenden Satyre machte ihm viele angesehene Männer zu Feinden. Im Jahre 1777 ward er zu Blaubeuern unvermuthet verhaftet und auf die Festung Asberg geführt, wo er zehn Jahre, ohne verhört zu werden, gefangen saß, und auch den Grund seiner Verhaftung nie erfuhr.

Der Festungs-Commandant war ein edler Mann, welcher den Unglücklichen liebreich behandelte, und ihm sogar Bücher religiösen Inhalts mittheilte. Hier, im Kerker, kam Schubart aus seinem bisherigen Taumel zur Besinnung. Aber die Leiden, welche ihn getroffen, seine zerrüttete Gesundheit, die Hypochondrie, zu welcher er immer geneigt war, alles dieß schuf den mit glühender Fantasie begabten Dichter zum Mystiker um. Während seiner Gefangenschaft gab er seine gesammelten Gedichte heraus, welche von seinen bisherigen Freunden sehr gut aufgenommen wurden, und ihm auch mehrere neue Gönner erwarben. Viele dieser Gedichte, besonders die Oden, zeichnen sich durch erhabene Ideen und feurige Diction aus, obwohl man bei manchen derselben etwas Schwulst und den überkräftigen Ausdruck rügen könnte. Schubart würde gewiß eine bedeutendere Stelle unter den deutschen Dichtern einnehmen, wenn seine sonderbaren Schicksale, die er großen Theils seinen Verirrungen zu danken hatte, nicht so nachtheilig auf seinen Geist gewirkt hätten. Nachdem er wieder aus seinem Gefängnisse befreit und angestellt wurde, gab er seine schon früher erschienene »deutsche Chronik« und mehrere musikalische Aufsätze heraus. Er fing auch seine Lebensbeschreibung an, aber der Tod übereilte ihn bei dieser Arbeit. Erwähnenswerth ist noch das Werk: »Ideen zur Ästhetik der Tonkunst«, welches sein Sohn nebst mehreren andern vermischten Schriften des Vaters erscheinen ließ.

Johann Georg Jacobi,

geboren zu Düsseldorf am 2. September 1740; starb als Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg, am 4. Januar 1814.

Er studirte mit Unterbrechung zu Göttingen, und wollte sich der Theologie widmen. Klotz, mit welchem Jacobi auf der Universität bekannt wurde, verschaffte demselben einen Ruf als Professor der Philosophie nach Halle. Hier lernte er Gleim kennen, und es entstand jene innige Freundschaft zwischen beiden, welche selbst wohlthätig auf die deutsche Literatur einwirkte;

denn Gleim's Einfluß auf das erfreuliche Entfalten von Jacobi's Dichtertalent ist unverkennbar. Gleim empfahl den jüngeren Jacobi zu einer Präbende in Halberstadt, damit derselbe sorgenfrei der Dichtkunst sich weihen konnte. Joseph II. ernannte ihn im Jahre 1784 zum Professor in Freiburg, wo er kurz vor seinem Ende seine gesammelten Schriften in sechs Bänden herausgab. Die Episteln an Gleim sind durchgehends freundschaftlichen Inhalts, und werden jetzt, da sie nur durch die Theilnahme des Publikums an den Schreibenden Interesse erregten, immer weniger gelesen. Als Liederdichter zeichnet sich Jacobi durch anmuthige Formen, flüssige Versification und Zartheit der Ideen aus; wenn man auch an manchem seiner Gedichte eine unangenehme Breite und überflüssige Tändelei rügen könnte. Die früheren Lieder sind französischen Dichtern nachgebildet; die späteren haben mehr männliche Einfachheit und Gedankenreichthum. In den Kirchenliedern waltet sanfter, frommer Ernst und wahre Empfindung.

Mathias Claudius,

geboren zu Reinfeld im Holsteinischen im Jahre 1740; starb als Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona in Hamburg, am 21. Januar 1815.

Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! ach sie haben
Einen guten Mann begraben! —

Er ist einer der naivsten, gemüthvollsten Dichter Deutschlands. Selten mag ein berühmter Mann gefunden worden sein, wo Mensch und Schriftsteller so ganz nur Eine Person ausmachte, und man den einen in dem andern gleich lieb gewinnen mußte. Es war ihm ein stilles freundliches Los bei nur mäßigen Glücksumständen zugefallen, die er aber als ein wahrer christlicher Weiser an der Hand einer seiner ganz würdigen Gattin, umblüht von lieben Töchtern und freudigen Söhnen, mit Dankbarkeit empfing und durch Mäßigkeit verdoppelte. Seine offene reine Seele, seine durch nichts zu trübende Laune, sein harmloser Witz, seine Einfachheit im Leben, sein warmes Herz für

Sein, nicht Scheinen, und sein unerschütterlicher Glaube an die Christus-Religion, die er ohne Scheu bekannte und rein in sich darstellte, machten das Glück seines stillen Lebens im harmonischen Familienkreise in dem um seinetwillen so oft besuchten Wandsbeck. Dort lebte er theils von einem Ehrengehalt des Königs von Dänemark, theils von dem Ertrag seiner Stelle. Von ihm ist das bekannte Buch: »Sämmtliche Werke des Wandsbecker-Boten«, oder »Asmus omnia secum portans;« eine Sammlung von Erzählungen, Liedern und vielen andern prosaischen und poetischen Aufsätzen, welche sämmtlich edle Gesinnungen der Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit zu erwecken streben. Claudius trat zu einer Zeit auf, in welcher ein frecher Unglaube und eine gewisse vornehme Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernsthaft, öfter aber mit angenehmen Scherz und Spott bekämpfte. Die Mehrzahl seiner Gedichte sind meisterhafte Volkslieder, zauberisch einfach und tief bedeutend, geistvoll und eindringlich, und jeden Stand, jedes Alter fesselnd. »Vergesse Deutschland nie des biederen Dichters, aus dem, wie aus Wenigen, die unsträfliche, echte Natur sprach!«

Johann Caspar Lavater,

geboren zu Zürch am 15. November 1741; starb als Pfarrer ebendaselbst, am 2. Januar 1801.

Er ist unstreitig einer der merkwürdigsten Männer in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In seiner frühesten Jugend mit launenhafter Strenge erzogen, schien der furchtsame, blöde, ungelehrige Knabe nichts Bedeutendes zu versprechen. So wenig sich aber sein Gemüth durch Worte und Handlungen aussprach, um so inniger wendete sich dasselbe nach einem Wesen, das es ganz und unbedingt erfüllte, nach Gott; und so war frühe schon der Grundzug seines einstigen Charakters bestimmt und entschieden. Mit den zunehmenden Jahren entwickelten sich auch seine Verstandesgaben glücklicher, obwohl tiefe wissenschaftliche Bildung die Flüchtig-

keit seines Geistes, so wie die Fülle seiner Fantasie nie zuließ. Er studirte Theologie und fand frühe schon seinen hohen Beruf darin, den Seelenzustand der Menschen zu beobachten und sie zur Frömmigkeit zu ermuntern. In Berlin lernte er aus dem Umgange mit dem würdigen Spalding, was zur Erfüllung seines künftigen Amtes als Prediger erfordert werde. Seine Predigten fanden viel Eingang bei den verschiedensten Ständen, wozu sein geistvoller, kräftiger Ausdruck, sein rührender Vortrag und vor Allem die sittliche Reinheit seines eigenen Lebenswandels, so wie seine aufopfernde Herzensgüte viel beitrugen. — Den Werth seiner unermüdeten Bestrebungen, die Physiognomik zur Wissenschaft zu erheben, gehörig zu würdigen, gehört nicht in unsern Zweck. Der Erfolg hat darüber entschieden, daß individuelle Gefühle den Verfasser in Aufstellung seiner Principien leiteten, und daß auch hier, wie überall, der Schluß von dem Besonderen auf das Allgemeine höchst unsicher sei. Aber auch bei dieser Verirrung von seiner eigentlichen Bahn hörte Lavater nicht auf, an Allem, was auf Religion Bezug haben kann, lebhaften Antheil zu nehmen, und der Kreis seiner ihn verehrenden Freunde erweiterte sich immer mehr und mehr. Mit unbedingter Achtung wurde er allenthalben empfangen, und in der That hatte seine Gegenwart viel Einnehmendes. Der Adel seines Betragens, die stille Begeisterung und Sanftmuth seines Blicks, die Anmuth seiner Gesichtszüge, die etwas vorgebogene Haltung seines schlanken Körpers: alles dieß machte seine persönliche Erscheinung höchst erfreulich, und erfüllte jeden unwillkürlich mit Ehrfurcht und Liebe gegen ihn.

Die französische Revolution gewann Anfangs auch den Beifall Lavaters, wie so vieler anderer fähigen Köpfe; aber der bald darauf erfolgte Königsmord erfüllte ihn mit religiösem Abscheu, der immer mehr und mehr zunahm, und den hohen Grad von Muth in ihm erweckte, mit welchem er dem Eindringen des Verderbens in seinem Vaterlande zu wehren suchte. Er sprach mit großer Freiheit laut gegen die damaligen Unterdrücker und ihre Willkür, bis er im Jahre 1796 gefangen nach

Basel deportirt wurde. Er ward indeß nach einigen Monaten wieder entlassen, und fuhr fort, sein früheres Trösteramt mit Eifer zu bekleiden. So fand er auch in der Erfüllung dieses schönen Berufes sein Ende, indem er von einem französischen Grenadier meuchlings in die Seite geschossen wurde, als er eben im Begriffe war, auf der Straße herumschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen. Drei Jahre lebte er noch nach diesem Unglücksfalle unter beständigen körperlichen Leiden an seinen stets offenen Wunden, welches er mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ertrug.

Von seinen zahlreichen Schriften, wovon seine physiognomischen Fragmente, viele Predigten und Gedichte die vorzüglichsten sind, gehören die letzteren hierher. Man kann sagen, daß die Lieder aus seiner früheren Dichterperiode (Schweizerlieder, 1767) mehr Poesie enthalten, als seine späteren Dichtungen. Sie sind beinahe sämmtlich religiösen oder patriotischen Inhalts, ohne stille Harmonie, aber voll Kraft, und athmen jene wahre Frömmigkeit, zu welcher Lavater's Geist sich hiernieden erhoben hatte.

Johann Gottfried von Herder *).

(Siehe Band I. Seite 156.)

Herder konnte seinen Anlagen nach nur vorzugsweise lyrischer Dichter sein, was man unter andern sehr deutlich in seinen dramatischen Stücken: Admetus Haus, der Ariadne Libera, dem entfesselten Prometheus u. a. sieht, denen es nicht an einzelnen trefflichen Stellen rein lyrischer Art, wohl aber an einer lebhaft fortschreitenden Handlung fehlt. Alles ging bei Herdern vom Gefühl aus, und bezog sich wieder auf dasselbe. Da er die Würde und höhere Bestimmung des Menschen stets vor Augen hatte, so gab dieß dem Ausdrucke seiner Gedanken einen gewissen feierlichen Ernst und jene moralische Wärme,

*) S. H. Döring's Gallerie weimar. Schriftsteller. 2. Thl.

welche den größeren Theil seiner Gedichte charakterisirt. Durch Herder's Bearbeitung mehrerer Stücke aus der griechischen Anthologie, bei denen sich auch eine Abhandlung über das Epigramm befindet, stellte er die Bedeutung dieses Wortes bei den Alten wieder her, welche allmählich verschwunden, seitdem es üblich geworden war, irgend einen witzigen, versificirten Einfall damit zu bezeichnen. »Blumen aus der griechischen Anthologie« konnten sie wohl mit Recht genannt werden, da alles, was Herder aus fremden Werken übertrug und sich aneignete, unter seiner Hand zu einer lieblichen, zartduftenden Blume ward. Man sieht offenbar, daß es ihm bei dieser Arbeit weit weniger um eine eigentliche Übersetzung, als vielmehr darum zu thun war, den Geist dieser Blüthen zu erhaschen, und ihn dem Genius unserer Sprache, so wie seiner individuellen Denk- und Sinnesweise gemäß wiederzugeben. Der Charakter dieser Dichtungen ist Naivetät und kunstlose Anmuth. Bald ist es harmlose Freude, bald zartes Mitgefühl, das sich darin ausspricht, bald wieder Ernst und ruhige Lebensweisheit. Die aus dem persischen Dichter Sadi entlehnte Sammlung von Lehr- und Sittensprüchen, Maximen und Tendenzen, welche Herder unter dem Namen des »Rosenthals« erscheinen ließ, sind rhapsodische Gedanken, in denen sich irgend ein Gefühl mit epigrammatischer Kürze ausspricht. Gleichen Charakter und gleiche Tendenz haben die »Gedanken einiger Bramanen« und die »vermischten Stücke aus morgenländischen Dichtern.« In den Jahren 1778—1779 übertrug Herder, seiner Individualität gemäß, mehr dem Geiste als den Worten nach, die originellsten und beliebtesten Lieder verschiedener Nationen in unsere Sprache. Mit Recht hat diese »Stimmen der Völker«, wie sie in der Ausgabe von Herder's Werken überschrieben sind, Johannes von Müller Bruchstücke eines herrlichen Odeums genannt, worin gute und edle Sänger, jeder den Geist seines Volkes aussprechen, und wo aus den mannigfaltigst modulirten Naturtönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsamer menschlicher Natur hervorgehen sollte. Wir finden in dieser

Sammlung deutsche, französische, englische, schottische Lieder und Balladen, unter den beiden letztgenannten mehrere von ausgezeichnetem Werthe, lettische, grönländische, ja selbst Lieder der Wilden. Selten gab es einen Geist, der das poetisch Schöne unter allen Nationen sich so anzueignen und jede vorzügliche Blüthe ausländischer Dichtkunst auf den einheimischen Boden zu verpflanzen wußte, als es bei Herdern der Fall war. Einen glänzenden Beweis von dieser Gabe Herder's, das Schönste und Trefflichste jedes Zeitalters rein aufzufassen, so wie von seinem eigenen Dichtertalent, liefert der »Cid«, den er in den letzten Jahren seines Lebens schrieb, und worin er mehrere ältere spanische Romanzen, deren Held der Cid ist, zu einer Art von Epos vereinigte *). Wir besitzen kein Werk, das sich mit demselben auf irgend eine Weise vergleichen ließe. Es darf ohne Bedenken zu den schönsten Früchten deutscher Kunstbildung gerechnet werden, und hat durch Herder's Bearbeitung auch einen echt deutschen Charakter bekommen. — Die Tendenz eines großen Theils von Herder's Gedichten läßt sich durch seinen eigenen Lieblingsausdruck: »Beförderung der Humanität« (menschliche Geistesbildung) vielleicht am treffendsten bezeichnen.

Johann Benjamin Michaelis,

geboren zu Zittau am 31. December 1746; starb als privatisirender Gelehrter zu Halberstadt, am 30. September 1772.

Mit ihm ging die gegründete Hoffnung auf einen bedeutenden deutschen Dichter zu Grabe. In größter Dürftigkeit war der Jüngling nach Leipzig gekommen, um dort zu studiren. Sein Geist hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen Medizin und Philosophie und nur für Poesie allein Liebe und Geschmack. Die äußerste Noth zwang ihn, dem Rathe mehrerer seiner Freunde zu folgen, und eine kleine, unvollständige Sammlung seiner Gedichte dem Drucke zu übergeben, welche die Aufmerksamkeit vieler damaliger Schriftsteller erregte, und mit allge-

*) Siehe B. I. S. 158.

meinem Beifalle aufgenommen wurde. Er ward an Gleim empfohlen, welcher ihm eine kleine Unterstützung verschaffte. Außerdem fristete Michaelis, obwohl sehr wider seinen Willen, durch Verfertigung von Gelegenheitsgedichten seinen Unterhalt. Nachdem er sich neuerdings mit geringem Erfolge auf das Studium der Medizin verwendet hatte, gab er eine fernere Sammlung Gedichte heraus. Eine sehr vortheilhafte Stelle als Erzieher, die er zu Leipzig erhielt, verließ er in kurzer Zeit; eben so ward die Redaction des Hamburger Correspondenten wegen Mangel der zu einem solchen Geschäfte nöthigen Ausdauer bald aufgegeben. Endlich folgte er als Theaterdichter einer Schauspielergesellschaft; aber auch diese verließ er unmuthig wieder und kehrte zu Gleim zurück, wo ihn eine Brustkrankheit in der Blüthe seiner Jahre dahin raffte. Wir besitzen noch von ihm sechs Hefte poetischer Briefe, wovon die satyrischen sich durch malerische Anschaulichkeit der Darstellung und durch feurigen Ausdruck des bittern Unmuths auszeichnen; obwohl dem Dichter die genauere Kenntniß der bedeutenden Lebensverhältnisse, welche zu dieser Art von Gedichten nothwendig ist, zu mangeln scheint.

Leopold Fridrich Günther von Göckingk,

geboren zu Grüningen im Halberstädtischen, am 13. Julius 1748; lebt als Geheimer Rath des Fürsten Oranien-Fulda zu Fulda.

Er studirte zu Halle die Rechte, wo er sich im Vereine mit seinem Freunde Bürger in der Dichtkunst versuchte. In der Folge stand er mehreren Ämtern in verschiedenen Staaten mit rühmlichem Eifer vor, und wurde vom Könige Fridrich Wilhelm II. von Preußen im Jahre 1789 in den Adelstand erhoben. Aus seinen zahlreichen Gedichten, unter welchen sich die Epigramme, Episteln und Lieder auszeichnen, spricht ein vielseitig gebildeter Geist und Zartheit der Empfindung. Auch ist für die Correctheit der Sprache und für die Reinheit der Reime mit sichtbarem Fleiße Sorge getragen. Sämmtliche Dichtungen sind neuerdings im Jahre 1818 in vier Bänden,

vermehrt, zu Frankfurt herausgekommen, so wie daselbst auch ein Band von Göcking's prosaischen Schriften erschienen ist.

Gottfried August Bürger.

(Siehe Band I. Seite 160.)

Unter Bürgers Liedern sind viele vortreffliche, welche ihm die Unsterblichkeit seines Namens bei der Nachwelt sichern. Nach Flemming ist er auch der erste Wiederhersteller des Sonetts; ja er verdient es, in der Hinsicht neben diesen berühmten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts gestellt zu werden. Das im ersten Bande angeführte Urtheil W. A. Schlegels über Bürger bezieht sich auch auf dessen lyrische Dichtungen.

Ludwig Christian Heinrich Hölty,

geboren zu Mariensee im Hannöverischen, am 21. December 1748; starb, der deutschen Literatur zu früh, als Candidat der Theologie zu Hannover, am 1. September 1776.

Dem anmuthigen Knaben raubte der Verlust seiner Mutter und eine heftige Blatternkrankheit, von der er entstellt genas, seine natürliche Munterkeit. Er war zum Studium der Theologie bestimmt, deren Collegien er zu Göttingen eifrig besuchte; aber die Liebe zur Poesie erkaltete deßhalb nicht, und gesellte ihn jenem bekannten Vereine von Dichterjünglingen zu, welcher damals zu Göttingen sich befand. In diesem Kreise seiner Freunde: Bürger, Miller, Stolberg, Voß, Leisewitz, Cramer entstanden seine besten Gedichte. Er lebte bis zum Jahre 1775, in welchem sein Vater starb, zu Göttingen. Um diese Zeit begleitete er seinen Freund Miller nach Leipzig und kehrte dann nach Hannover zurück, wo er schon im Vorgefühle seines nahen Todes eine Sammlung seiner »Gedichte« veranstaltete. Unter diesen haben seine Elegien unbestritten den bedeutendsten Werth. Eine unnennbare Wehmuth spricht aus denselben das Gemüth des Lesers an, und erreget tiefes Mitleiden mit dem unglücklichen Dichter. Dazu gesellet sich eine kunstlose und doch höchst würdige Sprache und eine seltene

Vollendung der metrischen Form. Hölty ist der erste rein sentimentale Elegiker der Deutschen, und bis jetzt ist ihm noch keiner darin gleich gekommen. Durch alle seine Gedichte scheint der Gedanke durchzugehen: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der süße Tod. — Mehrere seiner zarten Lieder behaupten sich würdig als beliebte und geachtete Volkslieder. Voß schildert Hölty's Charakter mit folgenden Worten: »Er war ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten Dichtern glänzt; der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Überlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in der Natur umher, und sang, was sein Herz empfand.«

Johann Wolfgang von Göthe.

(Siehe Band I. Seite 162.)

Glücklich entsprossen.
Milde begossen,
Fröhlich genossen.

Neusprossender deutscher Palmbaum.

Göthe ist einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter aller Zeiten. Mit der hohen Begeisterung, die in seinen Poesien weht, vereinigt sich eine leidenschaftlose, weise, durch kein irdisches Verhältniß beschränkte Lebensansicht, welche alle dunklen Puncte im Menschenleben in milderem Lichte erscheinen läßt, und die Fäden desselben an ein unergründliches Schicksal knüpfet. Es ist beinahe keine lyrische Dichtungsart, in der er nicht Bedeutendes geleistet hätte. Seine Lyra tönt vielerlei Weisen und singt bald stille, zarte Freuden; bald rauscht sie gewaltiger, und fordert zum muthigen Kampfe, zum Vordringen in der Bildung auf, wie Tyrtaios einst zum Kriege erregte; oder

ihre Harmonien schweben kräftigen Flugs, wie die Pindarischen, über den großen Verhältnissen der Natur und des Göttlichen. Jetzt gibt sich der Dichter hin an die Natur, berauscht von ihrer Göttlichkeit; dann rafft er sich auf, und seinen Lippen entströmen goldene Sprüche der Weisheit, oder Räthsel, welche die Mißverhältnisse der Geister und der Zeit spielend bedecken. Bald verweiset er dich an das, was droben ist, und löset das einzelne Streben, beziehend im Ganzen; bald zeigt er dir in deinem eigenen Selbst die schöpferische Kraft. — In seinen Epigrammen blühet der Geist des alten griechischen Sinngedichts erfreulich wieder auf. In ihnen herrschet, wie in jenen der Griechen, attische Laune, tiefe Lebensweisheit und der höchste Wohlklang der Sprache. Sie fesseln durch ihre schmeichelnde Beredsamkeit selbst jenen Leser, welcher die etwas freien Ansichten des Lebens, die manchmal darin ausgesprochen werden, nicht theilet. Göthe beschenkte auch die deutsche Literatur mit wenigen, aber trefflichen philosophischen Oden. So vorzüglich aber auch alles ist, was er im Gebiete der Ode geleistet, so sind es doch seine Lieder vor Allem, die ihm den ersten Rang unter Deutschlands Dichtern auch in dieser Gattung anweisen. In diesen herrschte zuerst der allmählich schon verklungene Volkston. Übrigens bedarf es wohl keiner Auseinandersetzung ihrer Vorzüge, denn jeder Leser derselben wird die süße Zaubergewalt dieser klaren und tiefen, dieser so zartgefühlten und so leicht hingehauchten ätherischen Wesen wohl selbst fühlen. — Man kann wohl sagen, Göthe's lyrische Gedichte sind ein magisch beleuchteter Bildersal seines inneren Lebens; einzelne Augenblicke desselben werden malerisch verkörpert, oft in leichteren Umrissen angedeutet, oft als Träume und Räthsel aufgestellt.

Christian und Fridrich Leopold Grafen zu Stolberg.

(Siehe Band I, Seite 166 und 167.)

Diese beiden trefflichen Dichter verdanken ihre Bildung dem griechischen Alterthume und Klopstock's feuriger Anregung.

In ihren lyrischen Gedichten sind sich beide gleich im sittlich reinen Adel des Gefühls, im zarten Sinne für das Edelste der Menschheit, in eigenthümlicher Bedeutsamkeit des Ausdrucks, in künstlerischer Mannigfaltigkeit und in sorgsamer Bestimmtheit des Versbaues. Jene des älteren Bruders unterscheiden sich durch milde Ruhe und liebevolle fromme Bescheidenheit; so wie die Gedichte des jüngeren an Kraft und Hoheit des Ausdrucks, an der reichen Fülle kühner Gedanken und Bilder erkennbar sind. Das Gesagte gilt sowohl von den trefflichen Elegien dieser Dichter, als auch von ihren rein lyrischen Producten, den Oden und Liedern. Leopold Graf zu Stolberg gab auch mehrere satyrische Gedichte unter dem Titel: »Jamben« heraus, welche mit großer Freimüthigkeit das moralische Verderben seiner Zeit, mit würdevollem Ernste schildern. Sie gehören sämmtlich zur eigentlichen (strafenden) Satyre, und, weit entfernt von komischer Darstellung, suchen sie das Gemüth des Lesers durch kräftige Schilderung des Verabscheuungswürdigen zu erschüttern, und dadurch über das Verderbliche des Lasters zu belehren.

Johann Martin Miller,

geboren zu Ulm am 3. December 1750; starb ebendaselbst als geistlicher Rath und Decan, am 11. Junius 1814.

Er hatte zu Göttingen Theologie studirt und dort jenem schon oft erwähnten Dichter- und Freundevereine angehört. Nachdem er vielfach als Pfarrer und Professor in verschiedenen Wissenschaften gewirkt hatte, erhielt er im Jahre 1810 jene Stelle, der er bis an sein Ende vorstand. Als Schriftsteller hatte Miller zu seiner Zeit bedeutenden Einfluß auf die Lesewelt aus den verschiedensten Ständen. Besonders hatten seine Romane, worunter jetzt noch sein »Siegwart« dem Namen nach bekannt ist, vielen Eingang gefunden. Sie machen in der Romanen-Literatur eine eigene Epoche, die sentimental-weinerliche, welche glücklicher Weise vorübergegangen ist. Bei manchen Vorzügen sind sie doch wegen der in ihnen herrschenden

weichlichen Empfindsamkeit und wegen flacher, der Wahrheit entbehrender Charakterzeichnung zu verwerfen. Außerdem ist Miller noch als Prediger und Liederdichter berühmt; seine »lyrischen Gedichte« athmen den Ton reiner Frömmigkeit und zeichnen sich durch natürliche Leichtigkeit, Wärme des Gefühls und gefällige Versification aus.

Christoph August Tiedge,

geboren zu Gardeleben in der Altmark, im Jahre 1752.

Er verlor seinen Vater gerade zur Zeit, als er die Universität beziehen sollte. Nachdem er zu Halle mit ausgezeichnetem Erfolge die Rechte studirt hatte, übernahm er die Erziehung der jungen Arnstädt zu Ellrich, in welcher paradiesischen Gegend er mit Göckingk und später mit Gleim und Klamer Schmidt bekannt wurde. Hier sah er auch das erste Mal die Gräfin von der Recke. Gleim, mit dem er hierauf zu Halberstadt in enger Verbindung lebte, hatte bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung seines Dichtertalentes. Im Jahre 1792 ward er Secretär des Domherrn von Stedern; nach dessen Tode blieb er bei seiner Witwe und leitete die Erziehung ihrer beiden Töchter. Als aber auch sie, die noch im Testamente für seine zeitlichen Bedürfnisse gesorgt hatte, starb, wollte er nicht länger in dieser Gegend verweilen, welche ihm nur schmerzliche Erinnerungen darbot. In Berlin fand er die für alles Schöne und Gute empfängliche Frau von der Recke, und ward ihr unzertrennlicher Hausgenosse und Gefährte auf den Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien. So hielt er sich seit dem Jahre 1809 im Winter zu Berlin, im Sommer abwechselnd zu Töplitz, Carlsbad und Löbichau auf. Von seinen Gedichten, die in zwei Bänden gesammelt herauskamen, zeichnen sich vorzüglich die Elegien durch rhythmische Form, würdevolle Sprache und durch Tiefe der Empfindung aus. Tiedge selbst nennt die Sammlung derselben in der Zuschrift an Köpken eine »Schattenwelt von Erinnerungen aus einem geliebten Musenkreise, den die Hand des Schicksals aus einander riß.«

Als didactischer Dichter steht er über den meisten Dichtern dieser Gattung und übertrifft sie in Hinsicht des ernsten Fleißes und des technischen Baues der einzelnen Theile. Seine poetischen Episteln sind wegen der hohen Anmuth, ihrer äußeren Form und vorzüglich deßhalb rühmenswerth, weil ihr Inhalt durch die Beziehung des Individuellen auf das Allgemeine ein höheres Interesse erregt. Deßhalb werden sie sich unter der Zahl der Episteln längere Zeit bedeutend erhalten, als jene, welche die Mittheilung freundschaftlicher Gefühle allein zum Gegenstande haben. Im Jahre 1801 gab er sein Lehrgedicht »Urania« heraus. Es enthält Untersuchungen über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Den ersten Ursprung erhielt dieß Gedicht nach Tiedge's eigener Äußerung aus Gesprächen mit einem zur Schwermuth geneigten Freunde über die oben erwähnten Gegenstände. Die schnell auf einander folgenden zahlreichen Auflagen dieses Buches bezeugen die lebhafte Theilnahme, welche dasselbe in Deutschland erregte; doch kann man nicht läugnen, daß, so vortrefflich auch die Durchführung einzelner Theile dieses Gedichtes ist, jenes innere Band, welches in jedem poetischen Werke die nothwendige Einheit hervorbringet, mehr oder weniger mangle. Es scheint eher eine Zusammenstellung mehrerer, in verschiedenen Zeiträumen verfaßten Rhapsodien, als ein im Zusammenhange geschaffenes Ganzes zu sein; dieß beweisen die manchmal etwas gezwungenen Verbindungen und Übergänge von einem Gegenstande zum andern. Die äußere Form der Darstellung ist hingegen alles Lobes würdig. Eine würdevolle, bilderreiche Sprache und eine fließende Versification zieren dieses Werk, so wie die meisten poetischen Tiedge's. Besonders verdienen seine lyrischen Schilderungen der Natur ruhmvolle Erwähnung. Von ihm kann man sagen, er habe das prächtige und leise Lied der Schöpfung fein belauscht, mächtig verkündigt. Auf dem Schiffe seiner »Urania« wetteifert er mit Klopstock's unsterblichem Gesang, »die Gestirne«; von allen Sonnen, von allen Welten höret er den Einklang der Schöpfung. — Von seinen höchst zarten und sinnigen Liedern

gilt das rücksichtlich der Form seiner Gedichte überhaupt Gesagte im vollen Maße. Ein sehr leichter Reim kommt dem Dichter überall zu Hilfe, und schließt sich an die schönen Gedanken innig und mit besonderer Feinheit an.

G. A. von Halem,

geboren im Jahre 1752; starb als erster Rath und Dirigent der eutinischen Landesregierung, am 4. Januar 1819.

Unter der Leitung seines durch staatsrechtliche Kenntnisse ausgezeichneten Vaters zum Rechtsstudium vorbereitet, bezog er in seinem siebzehnten Jahre die Universität zu Frankfurt an der Oder. Nachdem er zu Kopenhagen Doctor der Rechte geworden, wurde er bald nach dem Tode seines Vaters zum Regierungsrath ernannt, wo er in verschiedenen Geschäftszweigen ausgezeichnete Thätigkeit bewies. Im Jahre 1783 stiftete er die noch bestehende literarische Gesellschaft in Oldenburg und gab in Gemeinschaft mit dem als Literator und Dichter geschätzten Hof-Medicus Gramberg eine gemeinnützige Zeitschrift heraus. Als Oldenburg mit dem vormaligen französischen Kaiserreiche vereinigt wurde, ward Halem von der neuen Regierung zum Rath bei dem kaiserlichen Appellationshofe zu Hamburg ernannt. Vor der bald darauf erfolgten Einschließung Hamburgs entfloh Halem nach Eutin, in dessen Besitz der Herzog von Oldenburg geblieben war, wo er bis an sein Ende dem Genusse häuslicher Freuden, erhöht durch die Nähe einer geliebten Schwester, und den Wissenschaften lebte. Halem hat als pragmatischer Geschichtschreiber, als politischer Schriftsteller und als Biograph Vorzügliches geleistet. Frühe schon entwickelte sich sein Talent für lyrische Dichtungen in fleißigen Beiträgen zu den Voßischen und anderen Musen-Almanachen und Zeitschriften. Unter seinen Liedern sind die geistlichen, welche er zu einem neuen Gesangbuche dichtete, die bedeutendsten.

August Herrmann Niemeyer,

geboren zu Halle am 1. September 1754; lebt ebendaselbst als Consistorial-Rath und Ritter des preußischen Adlerordens.

Schon im Jahre 1780 ward er zu Halle, wo er Theologie studirt hatte, öffentlicher Professor, und erhielt seit der Zeit mehrere Ämter, bis er im Jahre 1808 Kanzler und immerwährender Rector der Universität wurde, welche Würde er mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1813, ungefähr acht Jahre bekleidete. Unter seinen Werken zeichnen sich seine pädagogischen Schriften, und unter diesen vorzüglich die »Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts«, drei Theile, aus. Seine zahlreichen religiösen Lieder sind im protestantischen Deutschland nach Verdienst geschätzt.

Ludwig Theobul Kosegarten,

(Siehe Band I. Seite 172.)

Von den Elegien, Hymnen, philosophischen Oden und Liedern, die wir von diesem Dichter besitzen, gilt im Ganzen das Urtheil, welches schon im ersten Bande über seine Gedichte überhaupt geäußert worden: auch hier herrscht oft Verworrenheit des Ausdrucks, durch erkünstelte gehäufte Declamation hervorgebracht; indeß verdienen manche jener Gedichte wegen Wahrheit der ausgesprochenen Empfindung lobende Anerkennung.

Johann Christoph Fridrich von Schiller,

(Siehe Band I. Seite 172.)

Ringsum flammet der Blitz, es erschüttert der Donner den Erdball,
Rauschend vom Himmel und reich strömet der Segen herab.

Bernard.

Den Werth dieses großen Dichters im lyrischen Fache mit Worten des Lobes genügend zu bezeichnen, ist wohl eben so unausführbar, als es überflüssig ist. Eine unverwelkliche Frische und Kraft des Ausdrucks schildert die erhabensten Empfindungen, die edelsten Gefühle. So anerkannt aber Schiller's Ruhm als lyrischer Dichter überhaupt ist, so muß man doch gestehen,

daß seine in mehr als Einer Hinsicht trefflichen Elegien bedeutend gewinnen würden, wenn statt der Bitterkeit der Satyre, welche sich manchmal an witzigen Gegensätzen und andern Spielen des Verstandes ergetzet, z. B. in der Elegie auf den Tod eines Jünglings, die sanfte, gemäßigte Klage der Wehmuth vorherrschte. Diesem Dichter verdanken wir auch mehrere Epigramme, welche sowohl rücksichtlich der Tiefe des Gefühls, als des vollendeten Ausdrucks wegen, den griechischen an die Seite gesetzt werden können. Die trefflichsten sind jene didactischen Inhalts, in denen manches kräftige, tiefe Wort aufbehalten liegt; am wenigsten gelungen dürfen die satyrischen genannt werden, weil oft an die Stelle des leichten, gemüthlichen Scherzes eine herbe Bitterkeit tritt. Überhaupt sind unter seinen lyrischen Schöpfungen die didactischen Poesien vielleicht die vollendetsten. Mit dem edelsten Gedankenschwunge verbindet sich eine seltene Klarheit, in welcher auf ungezwungene Weise der Gegenstand des Gedichtes durchgeführt wird. Das Ganze schmückt der höchste rhythmische Wohlklang und eine Fülle schöner Bilder, welche vielleicht bei keinem Schriftsteller reichlicher und zweckmäßiger gefunden werden. Von den zahlreichen didactischen Gedichten gehört strenge genommen gar keines, und nur einiger Maßen »der Spaziergang« und »die Künstler« in den Umfang des eigentlichen Lehrgedichtes. Das erstere schildert das nach ewigen Gesetzen geordnete Wirken der Natur im Vergleich mit der ungebundenen Freiheit des Menschen. In so ferne gemischte Empfindungen durch diesen Vergleich erreget werden, könnte man dies Gedicht eine sentimentale Elegie nennen. Viele Gedichte Schiller's sind theils didactisch, theils wieder rein lyrisch, zum Beispiel: das »Lied von der Glocke.« Viele seiner Dichtungen gehören auch mehr oder weniger in das Gebiet der didactischen Ode, obwohl beinahe keine in einem der gewöhnlichen Odenversmaße geschrieben ist. Sie zeichnen sich sämmtlich durch tiefe Wahrheit, hohen lyrischen Schwung und eine blühende, dichterische Sprache aus.

Fridrich von Matthisson,

geboren zu Hohen-Dodeleben bei Magdeburg im Jahre 1761; ist seit dem Jahre 1809 in den Diensten des Königs von Würtemberg, der ihn in den Adelstand erhob, und ihn zum geheimen Legations-Rath, Ober-Bibliothekar und Ritter des Verdienstordens ernannte.

Nachdem er in früher Jugend seinen Vater verloren hatte, studirte er Anfangs zu Halle Theologie; allein seine Neigung zog ihn zur Philosophie, Naturkunde und schönen Literatur, auf die er sich mit vollem Eifer verlegte. Nach Beendigung der Universitätsjahre wurde er Lehrer im Erziehungshause zu Dessau, und begleitete dann als Erzieher der Grafen Sievers einige junge Liefländer nach Altona, Mannheim und Heidelberg. Hierauf verlebte er zwei Jahre bei Bonstetten am Genfer-See; von da ging er nach Lyon, und lebte daselbst einige Jahre als Erzieher im Hause des Banquiers Scherer. Im Jahre 1794 wurde er Hessen-Homburgischer Hofrath und einige Jahre darauf Badenscher Legations-Rath. Auch begleitete er als Lector die Fürstin von Anhalt-Dessau auf ihren Reisen durch Italien, Tyrol und die Schweiz. —

Seinen hohen Werth als beschreibender Dichter hat schon Wieland (deutscher Mercur, 1790) gewürdigt und Schiller in seinen kleinen prosaischen Schriften laut anerkannt. Insbesondere sagt Letzterer von ihm in Beziehung auf elegische Gedichte: »Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. sind der Inhalt seiner Gesänge. — Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. — Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit classischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewährt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes.

Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit.«

Carl Philipp Conz,

geboren zu Lorch im Würtembergischen am 28. October 1762; lebt seit einer Reihe von Jahren in erfreulicher Thätigkeit als Professor der classischen Literatur an der Universität zu Tübingen.

Conz ist seit längerer Zeit als Übersetzer und als Dichter bekannt und geschätzt. Seine didactischen Gedichte überbieten an Schärfe der Gedanken, Kraft und Tiefe des Gemüths, an Feinheit und Zartheit der Empfindungen viel des Vorhandenen in dieser Gattung, obwohl eine gewisse Schwerfälligkeit, mit der sich der Verfasser in den dichterischen Formen bewegt, nicht zu verkennen ist. In den Epigrammen und einigen leichten Liedern herrscht gemüthliche Anmuth und tiefer Sinn; besonders sind die ersteren dem Besten, was die deutsche Literatur in dieser Dichtungsart besitzt, an die Seite zu stellen.

Johann Gaudenz Freiherr von Salis,

geboren zu Saevis in Graubündten, am 26. December 1762.

Er diente zur Zeit der Revolution als Hauptmann der Schweizergarde zu Versailles, dann in dem französischen Heere; später ward er General-Inspector der Miliz in der Schweiz. Seinen Sinn für die reinen, höheren Freuden dieses Lebens konnten weder die Pracht des französischen Hofes, noch das zügellose Leben, das ihn in der Residenz umwogte, noch das Getümmel der Kriege übertäuben. In seinen Elegien weht tiefes Gefühl, welches unwiderstehlich das Gemüth des Lesers zu ähnlichen aufregt. Matthisson, welcher seine Gedichte herausgab, sagt von ihm: »Die ländliche Muse leitete den Jüngling aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles in die geweihten Schatten einsamer Wälder; sie blieb in

den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem malerischen Gestade der Seine, in den friedlichen Hirtenthälern der rhätischen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges seine unzertrennliche Gefährtin. In dieser nur äußerst selten unterbrochenen Abgeschiedenheit von deutscher Literatur und deutschem Umgange hat der Dichter mit der Sprache gerungen, wie Winkelmann und Haller, und gleich ihnen dadurch an Kraftfülle des Ausdrucks gewonnen.«

Johann Gottlieb Seume,

geboren zu Poserna bei Weißenfels am 29. Januar 1763; starb zu Töplitz, am 13. Junius 1810.

Unverschuldete Unglücksfälle machten das Erdenlos dieses Mannes zu einem der unberuhigendsten. Der Graf von Hohenthal-Knauthayn, welcher in dem hilflosen Knaben bedeutende Anlagen entdeckte, ließ ihn in Borna und auf der Leipziger Nicolaischule unterrichten. Die schnellen Fortschritte, welche dort Seume machte, hatten zur Folge, daß er bald die Universität besuchen konnte, um Theologie zu studiren. Unvermögend, sich mit dem damaligen Geiste derselben zu befreunden, bezahlte er eines Abends seine Schulden, und trat, ein achtzehnjähriger Jüngling, eine Reise nach Paris an. Am dritten Abende fiel er Werbern für Amerika in die Hände, und ward unter den hessischen Truppen dahin eingeschifft. Nach geschlossenem Frieden kehrte er nach Europa zurück, ward aber bald nach seiner Ankunft von preußischen Werbern nach Emden gebracht, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Der zwei Mal Entflohene und jedes Mal wieder Eingeholte entging nur durch vieles Vorbitten der Todesstrafe. Eine Caution von achtzig Thalern, welche ein wackerer Bürger für ihn bezahlte, verschaffte ihm endlich Urlaub, um in sein Vaterland zurückzukehren. Fest entschlossen, den Soldatenstand für immer zu verlassen, widmete sich Seume in Leipzig ganz den Wissenschaften, und gab Unterricht in lebenden Sprachen. Nach einiger Zeit ward er Secretär bei dem russischen General Igelström,

kam mit ihm nach Warschau, und erhielt dort eine Officierstelle bei den Grenadieren. Durch den Aufstand der Polen gegen die Russen, welcher zu jener Zeit ausbrach, ward er polnischer Gefangener, und begleitete in der Folge auf Befehl der Kaiserin Katharina einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig. Der hierauf erfolgte Thronwechsel in Rußland, und insbesondere der Umstand, daß er zur festgesetzten Zeit nicht an dem ihm bestimmten Orte eintreffen konnte, brachte ihn um seine Dienststelle. Er blieb nun in Leipzig, und arbeitete in der Göschen'schen Druckerei, wo er zur Correctheit der damals aus derselben hervorgehenden Prachtausgaben, insbesondere der Klopstock'schen Werke viel beitrug. Im December des Jahres 1801 trat der rüstige Mann eine Fußreise nach Syracus an, deren Merkwürdigkeiten und Abenteuer er in einem anziehenden Gewande dem deutschen Publikum erzählte *). Eine zweite Fußreise, die er über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden im Jahre 1805 unternahm, beschrieb er unter dem Titel: »Mein Sommer im Jahre 1805.« Bei den auf diese Zeit erfolgenden, für Deutschland so unglücklichen Ereignissen ward er trüber und verschlossener. Seine Gesundheit schwand merklich, und in zwei Jahren fand er dort den Tod, wo er Genesung gesucht hatte.

Dieser Mann, dessen festes Gemüth durch die mannigfaltigen Leidensschulen, in die ihn das Schicksal führte, sich stets zu höherer Kraft steigerte, hat mehr durch seine bedeutende Persönlichkeit Berühmtheit gewonnen, als durch die Ausbeute, die seine Schriften bieten. Im steten Kampfe mit der Welt, die ihn umgab, gelang es ihm nicht, als Dichter eine neue, heitere zu schaffen, wohl aber nicht selten in kräftiger Sprache zu bezeichnen, was ihm durch's Leben geholfen. Deßhalb sind denn auch die Schriften, in denen seine Persönlichkeit vorwaltet, die anziehendsten. Indessen wird der tüchtige Geist und Gehalt,

*) Spaziergang nach Syracus. Dritte Auflage, 1811.

der in seinen lyrischen Gedichten lebt, von keinem Unbefangenen verkannt werden.

Friderike Sophie Christiane Brun, geborne Münter,

geboren zu Tonna im Gothaischen, am 3. Jänner 1765; lebt seit dem Jahre 1810 als Gemahlin des dänischen Conferenzrathes Brun in Kopenhagen.

Ihr Vater, selbst als geistlicher Liederdichter rühmlich bekannt, versammelte zu Kopenhagen einen Kreis geistreicher Männer, zu welchen Klopstock, Cramer, Sturz, Fink, Gerstenberg gehörten, in seinem Hause, unter deren Einfluß die aufblühende Kleine hoffnungsreich sich entfaltete. In den späteren Jahren schloß sich die Jungfrau an die Geschwister Stolberg und Bernstorf an, und ihr frühe schon erwachtes Talent zur Dichtkunst wurde genährt und geübt. Ihre Bildung erhielt sie größten Theils durch sich selbst, denn der Einfluß ihres Vaters auf dieselbe war mehr negativ und mittelbar. In ihrem sechzehnten Jahre lernte sie die Gattin Herders zu Gotha kennen, und den Freundschaftsbund, welchen diese Beiden schlossen, hat nur der Tod gelös't. Das Jahr darauf ward sie mit dem damaligen Director der westindischen Compagnie, Brun, vermählt, welchem sie vier Kinder schenkte, wovon die drei Töchter noch leben *). Ihrer Reise in das südliche Europa verdanken wir viele ihrer besten lyrischen Gedichte und ihre begeisternden Schilderungen der Schweiz, welche in den ersten vier Bänden ihrer prosaischen Schriften enthalten sind. In diese Zeit (1791 — 1796) fällt auch ihre Bekanntschaft mit Matthisson, Bonstetten, Joh. v. Müller, und später mit Necker, Mad. Stael und Sismondi, deren Einfluß auf die Entfaltung ihres Dichtertalentes unverkennbar ist. Ihre eigene Kränklichkeit, so wie die ihrer jüngsten Tochter Ida, war die Ursache mehrerer Reisen nach Deutschlands Heilquellen

*) Baronin Rennekampf in Liefland, verm. 1811; Gräfin Bombelles, verm. 1816; und Ida Brun.

und nach dem milderen Italien. In Carlsbad lernte sie (1795) die Fürstin von Anhalt-Dessau kennen, welche Matthisson begleitete, und verlebte in ihrer Umgebung einen der genußreichsten Winter in Rom. Als sie genesen in ihre Heimath zurückkehrte, ward sie im Jahre 1804 neuerdings von den Ärzten nach dem Süden gewiesen. Von der Schweiz, wo sie in dem bekannten Umgange angenehme Tage verlebte, ging sie nach Italien, und war Zeuge der schnöden Behandlung des ehrwürdigen Papstes Pius VII. Im Jahre 1810 kehrte sie nach Kopenhagen wieder zurück, und ist noch immer in schriftstellerischer Thätigkeit. Außer vier Bänden »Episoden« gab sie »vermischte Gedichte« heraus, wovon in Bonn im Jahre 1820 das dritte Bändchen erschienen ist. Ihre Lieder sind treue Ergüsse ihres reinen, tieffühlenden Gemüthes, welches von allem Hohen und Schönen begeistert wird. Wohl ist Manches in der prosaischen Darstellung excentrisch, aber darin spricht sich eben ihre Individualität aus, und ohne dieselbe würde ihr Reisetagebuch manchmal des nöthigen Interesses ermangeln.

Valerius Wilhelm Neubeck,

geboren zu Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, am 21. Jänner 1765; lebte im Jahre 1821 als Königl. preußischer Hofrath und Kreisarzt zu Steinau an der Oder.

Zu Göttingen und Jena studirte er die Arzeneikunde, welche er seit dem Jahre 1788 als ausübender Arzt zu seiner Hauptbeschäftigung erhob. Allein auch als deutscher Dichter hat er seinen Ruf vorzüglich durch die Herausgabe des Lehrgedichtes: »die Gesundbrunnen,« ehrenvoll begründet, welches Gedicht seinem Inhalte nach, und nach der oben aufgestellten Eintheilung zur Gattung des niederen Lehrgedichtes gehört, und sich durch sichere Behandlung des Stoffes und größtentheils richtigen und wohlklingenden Versbau auszeichnet. Es ist in vier Gesänge getheilt, wovon der erste die Entstehung der mineralischen Gewässer, der zweite die Beschreibung dieser Quellen und ihre heilsame Wirkung, und der dritte und vierte ärztliche Re-

geln der Lebensweise bei der Brunnencur selbst zum Gegenstande haben.

August Wilhelm von Schlegel.

(S. Band I. Seite 181.)

Unter dieses in der deutschen Literatur so bedeutenden Mannes Gedichten finden sich viele liebliche und zarte lyrische Schöpfungen. Ein großer Theil seiner satyrischen Gedichte ist von einer Heiterkeit durchdrungen, welche zeuget, daß der Verfasser auf einer Höhe steht, zu welcher das Gegenschelten mancher rohen Gegner nicht hinauf dringen kann. Schlegel ist auch bis jetzt unstreitig der erste deutsche Sonettendichter. Seine Leistungen in dieser Form haben bewiesen, daß es der deutschen Sprache keineswegs an der zur Bildung derselben erforderlichen Anmuth und Leichtigkeit der Wendungen gebreche, sondern daß es nur wenigen hochbegabten Genien verliehen sei, ein in mehr als einer Hinsicht höchst schwieriges Gedicht, wie das Sonett ist, allen Forderungen genügend zu schaffen.

Johann Daniel Falk,

geboren zu Danzig, im Jahre 1768; lebt als weimarischer Legationsrath zu Weimar.

Frühe schon erwachte die Begierde, etwas Vorzügliches im Gebiete der Wissenschaften zu leisten, in dem Gemüthe des lernbegierigen Knaben, aber die Armuth seiner Ältern setzte derselben beinahe unüberschreitbare Gränzen, da ihn sein Vater, ein Perückenmacher, frühe schon als Gehilfen zu gebrauchen anfing. Indessen erkaltete selbst unter diesen Umständen sein Eifer nicht, und er benützte jede Gelegenheit, sich zu bilden. Als aber seine Lage mit der Zeit immer drückender wurde, faßte er den verzweifelten Entschluß, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und über See zu gehen. Allein von den Schiffern zurückgewiesen, kehrte er wieder nach Hause, und bewirkte endlich die Erlaubniß, studiren zu dürfen. Von dem Gymnasium zu Danzig zog er auf die Universität Halle, stets mit dem größten Mangel

kämpfend. Nachdem er sich zum Gelehrten ausgebildet hatte, ging er nach Weimar, wo er wegen der Verdienste, die er sich bei dem Einmarsch der Franzosen in diese Stadt im Jahre 1806 erwarb, vom Großherzog zum Legationsrathe mit einer angemessenen Besoldung ernannt wurde. Bedeutenderen Anspruch auf dankbare Anerkennung erwarb er sich bei der leidenden Menschheit durch die Stiftung des noch jetzt wohlthätig wirkenden Vereines: »Die Freunde in der Noth,« welchen er in dem verhängnißvollen Jahre 1813 stiftete. Im Jahre 1815 ward er vom Großherzog zum Ritter des erneuerten Falkenordens ernannt. — Seine satyrischen Werke sind sehr zahlreich, und gehören, viel Witz und Laune athmend, zur munteren Gattung der Satyre. Die ersten derselben erschienen unter Wieland's Einflusse im Jahre 1796. Aber auch in anderen Dichtungsarten muß Falk's Name ehrenvoll erwähnt werden. Im Jahre 1818 gab er drei Bände seiner gesammelten Schriften heraus.

Siegfried August Mahlmann,

geboren zu Leipzig, am 13. Mai 1771; lebt ebendaselbst als Königl. sächsischer und Herzogl. gothaischer Hofrath und Ritter des Wladimir-Ordens.

Nachdem er seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma erhalten hatte, studirte er zu Leipzig, besuchte als Erzieher mit einem jungen Liefländer Göttingen, durchreiste dann im Jahre 1798 das nördliche Europa, und kam im folgenden Jahre aus Petersburg zurück. Wir besitzen von ihm zwei Bände Erzählungen und Mährchen, eine launige Parodie der Hussiten vor Naumburg, und viele schöne »lyrische Gedichte,« wovon die meisten Lieder von den besten Tonsetzern in Musik gesetzt wurden.

Novalis (eigentlich Fridrich Freih. v. Hardenberg).

(S. Band I. Seite 185.)

Das Wenige, was wir von diesem hochbegabten Dichter an lyrischen Producten besitzen, zeugt von dessen Vorzüglichkeit in diesem Fache. Seine Hymnen an die Nacht, und seine

unendlich reinen und milden geistlichen Lieder offenbaren die Gediegenheit seines Sinnes in der mildesten Begränzung und sind frei von jeder Manier. Sehr wahr ist Horn's Ausspruch: das ganze achtzehnte Jahrhundert hat keinen geistlichen Liederdichter, der sich ihm vergleichen ließe.

Ludwig Tieck.

(S. Band I. Seite 187.)

Die Lieder dieses Schriftstellers athmen jene Fülle poetischer Fantasie, welche jedes seiner Dichterwerke bezeichnet. Es ist ihm im hohen Grade gelungen, den eigentlichen Charakter des Volksliedes rein aufzufassen und wiederzugeben. Der in seinen Liedern beinahe durchgängig herrschende Ton nähert sich jenem der spanischen Romanze. Von demselben Dichter besitzen wir auch manche liebliche Sonette.

Ludwig Uhland.

(S. Band I. Seite 195.)

Er ist unstreitig einer der trefflichsten jetzt lebenden Lieder-Dichter. Gedrängte Fülle des Ausdrucks, Reichthum der Fantasie und poetische Tiefe der Gedanken sind die Vorzüge seiner Lieder, von welchen manche unwillkürlich an Göthe's Meisterwerke in dieser Gattung erinnern. Im schönen Bunde mit der Natur wirkt er durch einfache Wahrheit, bald sanft bewegend, bald erschütternd, aber stets mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Gemüther seiner Leser.

Fridrich Rückert (Freimund Reimar),

geboren zu Hildburghausen, im Jahre 1790.

Einer der neuesten Dichter im Badischen, aus dessen Gedichten wahres poetisches Talent unverkennbar spricht, und welcher, wenn er sich dem Hange zum Mystischen nicht so sehr hingäbe, und die vielen, vielleicht gesuchten Sonderbarkeiten in Ausdruck und Form vermiede, gewiß Bedeutendes zu lei-

sten im Stande wäre. Unter dem angenommenen Namen Freimund Reimar gab er im Jahre 1814 seine geharnischten Sonette heraus, auf die im Jahre 1817 eine Sammlung von Liedern: »Kranz der Zeit,« folgte. Aus allen diesen Gedichten spricht ein tiefes Vaterlandsgefühl und ein glühender Haß gegen die fremden Unterdrücker. Das interessanteste Werk, welches wir bisher von ihm besitzen, sind die »östlichen Rosen« (Leipzig 1822), welche Nachbildungen morgenländischer Dichterweisen enthalten. Seit dem Jahre 1820 gibt er das, ehemals von Fouqué besorgte, »Frauentaschenbuch« heraus.

Maximilian von Schenkendorf,

geboren zu Königsberg in Preußen, im Jahre 1790; starb als Regierungsrath zu Coblenz, im Jahre 1819.

Die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 riefen auch ihn hinaus in den heiligen Kampf, und regten seine reiche Dichtergabe mächtig auf. Seine Lieder tragen sämmtlich das Gepräge eines für die gute Sache der Deutschen begeisterten Gemüthes, und zeichnen sich durch Tiefe des Gefühls und zauberischen Wohllaut aus. Lange wird noch der theure, zu frühe heimgegangene Heldensänger in deutschem Munde leben, denn über seine, jener großen Zeit würdigen Kriegs- und Siegeslieder hat Volk und Heer bereits freudig entschieden.

Carl Theodor Körner,

geboren zu Dresden, am 31. September 1791; fiel, von einer feindlichen Kugel getroffen, für die gute Sache, welche damals in jedem deutschen Gemüthe die Kampflust aufregte, nahe bei einem Gehölze von Gadebusch, am 26. August 1813.

Das Haus seines Vaters, des jetzigen preußischen Staatsraths und Ritter des Wladimir-Ordens, zählte die vorzüglichsten Schriftsteller, worunter auch Göthe und Schiller waren, zu seinen Freunden, und die trefflichsten Lehrer besorgten die Geistesbildung des körperlich schwachen Knaben, welcher allerdings nicht zu den Kindern gehörte, die durch frühzeitige Kenntnisse und Talente die Ältern erfreuen. Aber frühe schon äußerte sich ein weiches Herz, ein fester Wille, treue Anhäng-

lichkeit an seine Lieben, und eine erregbare Fantasie. Später entwickelte sich ein glückliches Talent für Musik und Zeichnung, so wie sein Körper durch gymnastische Übungen in der Folge an Geschmeidigkeit und Kraft zunahm. In seinem siebzehnten Jahre besuchte er die Berg-Akademie zu Freiberg, und fand dort sowohl durch Empfehlung des Vaters, als durch seine eigene einnehmende Weise viele Freunde. Er beendigte seine akademische, in mehr als Einer Hinsicht erfreuliche Laufbahn zu Freiberg im Jahre 1810, und wollte zu Leipzig das seiner Bildung noch Mangelnde nachholen; aber sein jugendlicher Feuereifer und Verbindungen, welchen er nicht wohl ausweichen konnte oder wollte, entsprachen so wenig den Forderungen seiner dortigen Vorgesetzten, daß er genöthigt war, die Universität zu verlassen. Nachdem er eine Zeit lang zu Berlin und dann zu Carlsbad gelebt hatte, ging er im August 1811 nach Wien, in welcher Stadt sich sein dichterisches Talent bedeutender zu entfalten anfing. In schneller Folge erschienen seine »dramatischen Beiträge,« die sämmtlich die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter erregten, und von welchen sein »Zriny« vorzüglich mit allgemeiner Bewunderung aufgenommen wurde. Der glückliche Erfolg seiner dramatischen Werke auf der Bühne verschaffte ihm die Stelle eines Hoftheaterdichters, und die Verbindung mit einem Mädchen, deren Einfluß den raschen Jüngling gleich dem eines Schutzgeistes vor Verirrungen bewahrt hatte, war schon festgesetzt, als jener allgemeine Aufruf in Preußen erscholl, für Deutschlands Rettung gegen seine Unterdrücker in's Feld zu ziehen. Da konnte ihn nichts zurückhalten, dem begeisternden Rufe zu folgen, und er trat in die Reihe jener Männer, welche unter Lützow die bekannte Freischar bildeten. Hier in jener verhängnißvollen, wichtigen Zeit äußerte sich seine dichterische Kraft im glänzendsten Lichte. Die Lieder, welche unter dem Titel: »Leier und Schwert« nach seinem Tode von dem Vater herausgegeben wurden, gehören zu den vollendetsten dieser Gattung.

Mit ihm trug Deutschland die Hoffnung auf Dichterwerke

zu Grabe, welche die deutsche Literatur vielleicht gleich jenen Schiller's und Göthe's verherrlichet haben würden. Doch muß man gestehen, daß seine Dichtergabe, in so ferne sie sich vor uns entfaltete, mehr für die lyrischen Gattungen, als für das Drama leistete; ja daß ein großer Theil des Beifalls, den man seinen dramatischen Werken zollte, den vielen trefflichen lyrischen Stellen in denselben zuzuschreiben sei: indem besonders seine Versuche in der höheren Tragödie, augenscheinlich durch Schiller's leuchtende Muster angeregt, mehr den schimmernden Glanz der äußeren Form, als das nothwendige innere Leben der Entwicklung der Handlung und der Charaktere darbieten. Übrigens »sprachen schon die frühsten Töne seiner Leier die froh begeisterte Grundstimmung seines innern geistigen Lebens aus, eine Stimmung, die jedem Verhältnisse, das ihn berührte, oder dem er sich einzufügen hatte, eine poetische Seite abzugewinnen wußte. Die Einwirkungen deutscher Vorbilder dienten dem jungen Dichter nur dazu, seinem eigenen Geiste die höhere Weihe zu geben, und ihm das erhabene Ziel heller aufzuklären, dem seine Bestrebungen zugewandt waren, und schon in den ersten Versuchen entwickelte sich eine, seinen Genius bezeichnende Eigenthümlichkeit. Diese besteht in der innigsten Verbindung einer milden Zartheit mit männlicher Kraft; einer Verbindung, in welcher das tiefste Gefühl für das Heilige, der warme Anhauch der zartesten Gesinnungen eines liebenden Gemüthes, mit einem Worte, der Geist der Frömmigkeit recht erquickend waltet *).«

Johann Peter Hebel,

lebte im Jahre 1819 als Prälat, Consistorialrath und Pfarrer zu Carlsruhe.

Dieser treffliche lyrische Dichter suchte sich eine eigene Bahn, um eine bedeutende Stelle auf Deutschlands Parnasse zu gewinnen. Er schrieb seine herrlichen lyrischen Gedichte in einer Mundart, welche vorzugsweise dazu geeignet zu sein scheint,

*) Tiedge.

naive und zugleich höchst poetische Empfindungen treffend auszusprechen. Sein Talent neigt sich nach Göthe's Ausspruch auf zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personification seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. Auf der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-didactischen und Allegorischen, aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. — — Sehr gerne verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin.

Carl Streckfuß.

Einer der neueren deutschen Dichter, bekannt durch mehrere treffliche Übersetzungen, und durch eine Sammlung von »Gedichten,« welche im Jahre 1811 erschienen ist. Die Sonette, welche dieselbe enthält, zeichnen sich durch Feuer der Begeisterung, und durch gewandte Versification aus, so daß sie mit Grund zu den vorzüglicheren Dichtungen dieser Art in der deutschen Literatur gerechnet werden dürfen.

G. P. Schmidt von Lübeck.

Dieser Dichter machte sich in der neuesten Zeit durch mehrere Lieder, welche Anfangs in manchen Becker'schen Taschenbüchern zerstreut, und dann in den von demselben Herausgeber besorgten »Guirlanden« gesammelt erschienen, auf eine höchst erfreuliche Weise bemerkbar. Sie gehören wirklich zu dem

Vortrefflichsten, was die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in dieser Dichtungsart aufzuweisen hat. Man wird nicht leicht wieder so viele natürliche Anmuth mit so tiefer Poesie vereinigt antreffen, als in diesen kleinen Liedern, welche der Verfasser selbst »harmlose Kinder freundlicher Augenblicke« nennt. Des Dichters Ansichten über das Lied überhaupt enthalten zugleich die Vorzüge seiner Gedichte dieser Art, weßhalb wir Einiges von jenen hier anführen wollen: »Mich dünkt, die poetische Sprache, welche ein deutsches Lied kleiden soll, kann nicht ungekünstelt und prunklos genug sein. Das Lied kommt aus dem Gemüthe, und soll wiederum zum Gemüthe gehen; das Gemüth will aber einfache, wahre, innige Empfindung, und weiß mit allen schönen Phrasen, witzigen Einfällen, bildreichen Beiwörtern, geschraubten Wortfügungen, mit französischer oder englischer Manier gar nichts anzufangen. Mögen die Ergüsse augenblicklicher, individueller Empfindungen ein gleichgestimmtes Gemüth erfreuen, bis Lied und Dichter, morgen oder übermorgen in dem Strome der Zeit untergehen, und ihrer auf Erden nicht mehr gedacht wird.«

Alois Schreiber.

Von diesem talentvollen lyrischen Dichter erschienen im Jahre 1817 zwei Bände »Poesien,« welche in sieben Büchern Legenden, Balladen, Elegien, Lieder und Sonette enthalten, wovon mehrere schon einzeln aus Zeitschriften und Taschenbüchern bekannt waren. An vielen derselben ist Kraft des Ausdrucks, fließende Versification und eine Fülle schöner Gedanken, mit dichterischem Feuer ausgesprochen, zu loben, und die Erscheinung dieser Poesien ist in einer, an wahren lyrischen Dichtern Deutschlands so kargen Zeit immer erfreulich.

M. Enk,

Priester in dem Benedictinerstifte zu Mölk.

Von den äußern Verhältnissen dieses Dichters, welcher Österreich sein Vaterland nennt, ist bisher noch nichts zur öf-

fentlichen Kenntniß gekommen. Für die deutsche Literatur erhielt sein Name durch das Erscheinen der »Blumen« Bedeutung, eines *Lehrgedichts* in drei Gesängen, welches er am Ende des Jahres 1821 dem Drucke übergab. Er lehrt in demselben die Gartenkunst mit besonderer Beziehung auf Blumenzucht auf höchst anmuthige Weise, indem eine würdige, rein poetische Sprache, lebhafte Beschreibungen und anziehende, glücklich eingewebte Episoden das Unfruchtbare des Stoffes beinahe vergessen machen. Vor Kurzem beschenkte uns derselbe Verfasser mit einer philosophischen Schrift: »Eudoxia,« oder »die Quellen der Seelenruhe.«

v. Keller,

aus Heidelberg,

gab im Jahre 1822 eine freie Bearbeitung des Gedichtes: »die Religion,« vom jüngeren *Racine* heraus, und bereicherte dadurch die deutsche Literatur mit einem trefflichen *Lehrgedichte*. Die Bearbeitung ist so beschaffen, daß dieselbe füglich als Originalgedicht angenommen werden kann, da, außer der höchst freien Übertragung, vieles zur Tendenz des Gedichtes Gehörige eingeflochten wurde, welches zur Zeit, als der jüngere *Racine* schrieb, weder bekannt, noch für die Bedürfnisse jener Zeit nothwendig war. Der Gegenstand, welcher diesem Gedichte Stoff und Namen gab, ist so erhaben, und ward zugleich auf so würdevolle Weise durchgeführt, daß nach dem Ausspruche eines einsichtsvollen Recensenten, jeder bei dem Lesen unwillkürlich durch das vorherrschende Gefühl von der Wahrheit, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Kraft der Religion hingerissen wird. — Das Werk ist in sechs Gesänge getheilt, wovon der erste das Dasein Gottes, der zweite die Nothwendigkeit der Offenbarung, der dritte die Aufsuchung derselben, der vierte die Erscheinung des Erlösers, der fünfte den Einklang der Ge-
f ... der Religion mit den Aussprüchen der Vernunft, der
... h die Übereinstimmung der Religion mit der Ver-

nunft-Moral und den Vorzug jener vor dieser zum Gegenstande hat. Das Gedicht gehört seiner Tendenz sowohl, als seiner Durchführung nach zum höheren Lehrgedichte; die Sprache ist durchgängig kräftig und edel, und an vielen Stellen, wo der philosophische Stoff das Vorwalten der Fantasie erlaubte, poetisch. Die durchherrschende Versart ist, wie im französischen Originale, der gereimte Alexandriner.

Nebst den Werken der erwähnten lyrischen Dichter verdienen noch die lyrischen Dichtungen folgender deutschen Schriftsteller eine würdigende Beachtung:

J. B. v. Alxinger. — C. Bernard. — G. C. Bernhardi. — S. Freih. v. Bibra. — S. v. Birken. — J. C. Blum. — A. Blumauer. — J. J. Bodmer. — H. C. Boje. — Bouterweck. — Luise Brachmann. — Soph. Brentano. — E. T. J. Brückner. — J. Bürkli. — G. W. Burmann. — F. X. L. Freih. v. Canitz. — E. F. Castelli. — Helmine v. Chezy. — J. G. Christ. — C. A. Clodius. — H. J. v. Collin. — F. K. K. Freih. v. Creutz. — L. G. Crome. — J. K. Freih. v. Kronegk. — Deinhardstein. — K. F. Drollinger. — J. A. Ebert. — K. E. Ebert. — J. K. v. Einem. — J. F. Engelschall. — A. F. Erhardi. — F. Ewald. — E. Eyring. — J. K. C. Faber. — K. L. Fernow. — G. W. Fink. — F. B. de la Motte Fouqué. — H. Frauenlob. — G. N. Fischer. — G. B. Funk. — F. Gedike. — E. F. Freih. v. Gemmingen. — J. A. F. von Gentzkow. — P. Gerhard. — N. D. Giseke. — F. W. Gotter. — G. A. H. Gramberg. — Fr. Grillparzer. — J. C. Günther. — J. M. Hamann. — H. Harries. — G. D. Hartmann. — J. C. F. Haug. — Th. Hell. — Amalie v. Hellwig. —

P. W. Hensler. — K. H. Heydenreich. — H. K. Hirzel. — C. H. v. Hofmanswaldau. — E. F. Hübner. — C. F. Hunold. — G. F. John. — F. Kind. — A. v. Klein. — G. G. Klinkicht. — Knebel. — Köffinger. — F. v. Köpken. — J. C. Krüger. — E. F. Kühne. — Fr. Kuhn. — K. G. Küttner. — E. M. Kuh. — S. G. Lange. — J. W. Laurenberg. — L. F. Lenz. — D. Leßmann. — M. G. Lichtwehr. — K. G. Lindner. — C. L. Liskow. — O. Graf v. Loeben (Isidorus). — J. F. Löwen. — C. Mastalier. — J. N. Meinhard. — C. G. L. Meister. — M. Mendelsohn. J. B. Menke. — J. J. Mnioch. — D. G. Morhof. — C. P. Moritz. — F. K. v. Moser. — Wilhelmine Müller. — C. F. Neander. — C. A. Negelein. — G. Neumark. — L. H. v. Nicolay. — B. W. Nüßler. — A. Olearius. — Overbeck. — J. F. v. Palthen. — J. S. Patzke. — J. Perinet. — J. B. Pietsch. — K. F. Pockels. — J. L. Prasch. — J. E. Pyra. — G. W. Rabener. — J. F. Ratschky. — K. C. Reckert. — Marie Reclam. — C. T. E. Reinhard. — F. J. Riedel. — B. Ringwaldt. — J. Rist. — J. H. Röding. — J. Rölnig. — J. W. Rose. — Doroth. El. Rosenthal. — Carol. Rudolphi. — H. Sachs. — P. Schede. — D. Schiebeler. — G. B. v. Schirach. — D. Schirmer. — J. A. Schlegel. — Fr. Schlegel. — J. v. Schlechta. — K. A. Schmid. — E. Schmidt. — J. F. Schmidt. — E. Schneider. — J. M. Schneuber. — St. Schütze. — Soph. Schwarz. — Sybille Schwarz. — K. S. Freih. v. Seckendorf. — H. W. Seyfried. — F. v. Spee. — D. E. Freih. v. Spiegel. — C. Städele. — G. F. Stäudlin. — H. W. v. Stamford. — E. Stockmann. — J. Tobler. — C. Treitschke. — F. Freih. v. d. Trenck. — A. Tscher-

ning. — H. W. F. Uelzen. — L. A. Unzer. — J. B. Vermehren. — J. H. Voß. — V. Weber. — Chr. Weißer. — Fr. Wellentreter. — F. L. Z. Werner. — C. Wernike. — C. M. Wieland. — J. K. Wilke. — J. P. L. Withof. — E. W. v. Wobeser. — J. F. W. Zachariä. — B. v. Zedlitz. — C. F. Zernitz. — C. H. Zimmermann. — F. Freih. v. Zink. — J. W. Zinkgräf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Johann Philipp

Theorie und Literatur der deutschen Dichtungsarten ein Handbuch zur Bildung des Stils und des Geschmackes

Bd.: 2. (1824). - VIII, 175 S.

Wien 1824

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.lit.1454(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093818-2